

1,70 DM / Band 400
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Jenseits-Melodie

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Jenseits-Melodie

John Sinclair Nr. 400

von Jason Dark

erschienen am 04.03.1986

Titelbild von J.K. Potter

Sinclair Crew

Jenseits-Melodie

Er trug eine Allonge-Perücke, ein weißes Hemd mit weiten Ärmeln, eine Weste aus kostbarem Brokatstoff darüber, eine Kniebundhose aus schwarzem Samt, helle Strümpfe, Schnallenschuhe und in der rechten Hand ein Schwert mit blutbefleckter Klinge. Er hatte die breite Tür lautlos geöffnet, stand auf der Schwelle und schaute auf den Rücken des dunkelhaarigen Mannes, der vor seinem Flügel saß und wie selbstvergessen musizierte. Die Umgebung interessierte ihn nicht, allein die Musik war es, die ihn in andere Welten entführte, die nur er sah und die seinen Träumen so nahekamen. Und gedankenverloren spielte er die Melodie, die ihm in der vergangenen Nacht während eines Traums eingefallen war.

Der bis auf den Flügel leere Saal war allein von diesen weichen, herrlichen Klängen erfüllt, doch der an der Tür stehende Mann zeigte sich wenig beeindruckt, denn er hatte einen Auftrag zu erfüllen.

Er ließ den anderen spielen. Erst als es ihm geboten erschien, setzte er sich in Bewegung. Einige Blutstropfen rannen von der Klinge, benetzten den blanken Parkettboden und zeichneten so seine Spur nach.

Der Komponist hörte den Fremden nicht, denn er konzentrierte sich allein auf seine Musik, die ihm alles andere ersetzte.

Essen, Trinken und auch Liebe…

Und so spielte er weiter, eingehüllt in seine Träume und die neue Komposition. Und er ahnte nicht, daß sich ihm der Tod näherte.

Es hatte so ausgesehen, als wollte der Mann mit dem Schwert direkt auf den Klavierspieler zugehen. Das allerdings täuschte. Bevor er ihn erreichte, blieb er im Halbdunkel stehen und schaute auf die angestrahlte Tastatur.

Er wartete.

Der Komponist nahm ihn nicht wahr oder wollte ihn nicht wahrnehmen, denn für ihn zählte allein das Spiel. Bis zu dem Augenblick, als der Fremde die Klappe zuschlug. Dabei interessierte es ihn nicht, daß die Finger des Spielers zwischen Tastatur und Klappe eingeklemmt wurden.

Abrupt endete das Spiel.

Ein kurzer Schrei drang aus dem Mund des Spielers, und er erstarrte für einen Augenblick auf seinem Drehhocker. Unter entsetzlichen Schmerzen zerrte er seine Hände wieder hervor und starrte auf die zitternden Finger, die langsam anschwollen. Der Pianist wußte, daß er einen Fehler begangen hatte und daß man die Drohung bald wahrmachen würde. Ein nervöses Zucken umspielte seine Lippen. Er drehte sich nach rechts um und sah den Henker neben dem Flügel stehen.

»Du bist gekommen?«

»Ja, Manfredo Cardinal, ich bin gekommen, denn du hast das Verbot der Kaiserin mißachtet, obwohl man dich gewarnt hatte, je wieder auf dem Flügel zu spielen.«

Cardinal nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich weiß es, aber ich konnte nicht gehorchen.« Sein Blick zeigte plötzlich Unglauben. »Ist es denn nicht etwas Wunderbares, wenn jemand die Gabe besitzt, musizieren zu können?«

»Ja, das ist es.«

»Was willst du dann hier?«

»Der Kaiserin gefällt deine Musik nicht. Sie ist nicht ihr Geschmack. Sie hat dich oft genug gewarnt. Vielleicht hättest du dich in einen Wald setzen sollen. Dort hätte dein Spiel niemand gestört. Aber nicht

im Schloß der Kaiserin. Schönbrunn ist für dich tabu gewesen. Du hast dieses Verbot gebrochen, deshalb wirst du auch deine Strafe hinnehmen müssen. Erhebe dich, Manfredo Cardinal.«

Über das alterslos erscheinende Gesicht des Henkers glitt ein kaltes Lächeln, als er sich dem Spieler näherte, der noch immer so dasaß, als wollte er im nächsten Moment weiter spielen. Natürlich hatte er das Richtschwert bemerkt, aber er kümmerte sich nicht darum. Seine Augen zeigten einen entrückten Ausdruck. Er schaute in Welten hinein, die nur er sah.

»Ich werde spielen!« flüsterte er. »Ich werde immer spielen. Meine Musik ist die Unsterblichkeit.«

»Nein!« erklärte der Henker. »Du wirst nie mehr spielen. Ich weiß, daß man dich einen Musik-Magier nennt. Vielleicht stehst du auch mit dem Leibhaftigen im Bunde, aber eines laß dir gesagt sein, Manfredo Cardinal. Wenn die Kaiserin mich beauftragt, jemanden hinzurichten, dann führe ich es auch aus. Für dich habe ich mir etwas Besonderes einfallen lassen.«

»Ja?« hauchte Cardinal. »Was…?«

Bevor der Henker die Antwort gab, leckte er über seine Lippen.

»Ich werde dir den Kopf und deine rechte Hand abschlagen. Hast du verstanden?«

Für einen winzigen Moment weiteten sich die Pupillen des Pianisten. Dann hob er die Schultern.

»Du sagst nichts dazu?« wunderte sich der Henker.

»Nein, weshalb auch? Könnte ich dich von deiner ruchlosen Tat abhalten? Ich glaube kaum.«

»Aber andere haben gebettelt, gefleht, sie krochen auf Knien vor mir und küßten mir die Füße.«

»Ich nicht.« Manfredo Cardinal lächelte sogar. »Du bist für mich ein Wicht und kein Mensch! Nur ein ausführendes Organ. Ich verachte dich aus dem Grunde meines Herzens. Ich verachte jeden Mörder, besonders meinen eigenen.«

Trotz seiner Waffe spürte der Henker, daß er diesem Mann unterlegen war.

Nicht körperlich, sondern geistig. Der würde noch lächelnd in den Tod gehen. So etwas hatte der Henker nie erlebt. In seiner Wut hob er die Waffe an, und abermals rann ein Tropfen von der Klinge.

Er klatschte auf den dunklen Flügel.

»Willst du mich hier töten?« fragte Cardinal.

»Nein. Ich führe dich zum Richtblock und werde dich dort…«

»Bitte«, unterbrach der Pianist den Henker. »Bitte, ich möchte einen letzten Wunsch aussprechen.«

»Und der wäre?«

»Jeder Delinquent hat einen Wunsch frei. Deshalb bitte ich dich um

folgendes. Ich möchte meinen Tod an der Stelle finden, wo ich immer gelebt habe.«

»Und wo wäre das?«

»Hier«, erwiderte der Pianist leise und bestimmt. »Vor dem Klavier sollst du mich köpfen!«

»Ha, ha…« Aus dem Mund des Henkers drang ein stockendes Lachen, das jedoch bald verstummte, denn der Mann wußte nicht mehr, ob der andere nun scherzte oder nicht.

»Willst du mir diesen Gefallen erweisen? Wie gesagt, es ist der letzte Wunsch eines Verurteilten.«

Der Henker war durcheinander. »Alles wird voll Blut sein, das weißt du doch…«

»Man kann es wegwischen. Es gibt genügend Diener im Schloß, die diese Aufgabe für dich übernehmen werden.« Cardinal beugte seinen Kopf vor, so daß der Nacken gespannt wurde. »Bitte, du kannst zuschlagen. Ich hindere dich nicht daran.«

Der Henker glaubte zu träumen. Von Amts wegen hatte er schon viele Personen hingerichtet, aber so etwas hatte ihm noch niemand gesagt. Das mußte ein Spinner sein oder ein Mensch, der tatsächlich völlig anders dachte als die übrige Welt.

Er war Musiker, lebte in anderen Sphären, wie er selbst behauptete, und schaute seinen Henker von unten her direkt an, wobei er noch leicht nickte. »Willst du mich nicht töten?«

»Wartest du darauf?«

»Ja.«

Der Henker schluckte, bevor er sein Schwert anhob. Auf dem Sitz nahm Manfredo Cardinal wieder seine alte Haltung ein, die dem Henker so demütig vorkam.

Er hob sein Schwert.

Die Kaiserin hatte es befohlen, und er war kaisertreu und würde auch seinen Lohn bekommen.

Dann schlug er zu.

***

Es war die Stille des Todes, die den Henker umhüllte. Eine grausame, selbst für ihn fürchterliche Stille, weil dieser Ort eben ein anderer war als der gewohnte. Er hatte seinen Auftrag erfüllt, aber er verspürte keinen Triumph. Etwas war in diesem Fall anders gelaufen. Geistesabwesend schaute er auf den Kopf und die Hand.

Ja, er hatte beides abgeschlagen, wie ihm der Bote der Kaiserin aufgetragen hatte. Sie wollte die Hand besitzen, denn sie hatte Manfredo Cardinais Spiel gehaßt.

Jetzt war es vorbei!

Er sah die Hand, er sah den Kopf, und er dachte an seinen

Nachfolgeauftrag. Kopf und Hand sollten der Kaiserin gezeigt werden, damit sie es auch glaubte. Das war auch außergewöhnlich und noch nie vorgekommen.

Sein Schwert nahm der Henker mit, als er den Saal durchschritt und auf die Tür zuging, die er nicht hinter sich geschlossen hatte. Er verließ ihn und sah außen neben der Tür die Klingel, an deren Band er dreimal heftig zog.

Der Glockenton hallte durch die prunkvollen Räume. Er wurde von den Dienern gehört, die sehr schnell erschienen und von dem Henker eingewiesen wurden.

Es waren zwei in Schwarz gekleidete Gestalten mit bleichen, unbeweglichen Gesichtern, die stumm ihre Arbeit verrichteten. Einer von ihnen trug einen Leinensack. In ihm sollte der Torso des Pianisten verschwinden. Der Henker beobachtete schweigend ihre Arbeit.

Und als sie den Sack fortschleppten, folgte er ihnen.

»Ist das Feuer angefacht worden?« fragte er.

»Ja.«

»Ich werde mich davon überzeugen.«

Auch das hatte die Kaiserin so gewollt. Der Körper des Pianisten sollte verbrannt werden. Man durfte nicht mehr an ihn erinnert werden. Kopf und Hand wollte der Henker ihr persönlich präsentieren.

Die Diener trugen den Leinensack und gingen dabei sehr schnell, als hätten sie Furcht, noch länger in diesem Schloß bleiben zu müssen. Sie paßten einfach nicht in die prächtigen Räume. Sie und der Bau waren zwei verschiedene Welten, die nie zueinanderkommen würden.

Der Henker ging gemessenen Schrittes. Über seine Taten hatte er sich nie Gedanken gemacht. Er war ein willfähiges Werkzeug der Kaiserin, die über allem thronte.

Licht und Schatten tauchten den Platz vor dem Schloß in ein interessantes Muster. Meterhohe, grüne Hecken, sorgfältig gestutzt, grenzten ihn gegen fremde Blicke ab. Über den Rand der Hecken hinweg schaute ein wenig vorwitzig das Denkmal der Gloriette, wo die Kaiserin oft saß und einen Blick über Wien besaß, das ihr zu Füßen lag.

Die Schritte der Diener knirschten auf dem feinen Kies. Sie trugen den Sack dorthin, wo ein feiner Rauchschleier sich verstohlen an den Längsseiten der Hecken entlangschob. Ein Feuer war entfacht worden. Es sollte den Körper aufnehmen und verbrennen. Nur Asche sollte zurückbleiben.

Die Träger mußten um eine der sorgfältig gestutzten Hecken herumgehen, bevor sie den kleinen Platz erreichten, auf dem das Feuer brannte. Holz lag bereit, um in die Flammen geschleudert zu werden.

Der Henker war stehengeblieben. Er hielt sein Schwert nach wie vor

fest. Das Richtinstrument war sein einziger Freund. Auf das Schwert war Verlaß.

Noch immer rann Blut von der Klinge. Es bildete kleine Tropfenflecken auf dem hellen Kies neben dem Sack. Die Flammen züngelten nur noch flach über die bereits verkohlten Holzstücke.

Der Henker selbst schob Holz in das Feuer und schaute zu, wie die Rinde wegplatzte.

»Werft ihn in die Flammen!« befahl er den beiden Knechten.

Sie gehorchten, hoben den Sack an beiden Enden an, schleuderten ihn einmal zurück, dann wieder nach vorn und ließen gemeinsam los. Der Sack landete im Feuer, drückte mit seinem Gewicht den Holzhaufen zusammen und verursachte ein Funkengewitter.

Gierig griffen die heißen Zungen zu. Sie loderten, tanzten und krallten sich fest. Hitze wehte den wartenden Männern entgegen, die zuschauten, wie der Sack samt Inhalt verkohlte.

Die beiden Bediensteten standen so starr wie Zinnsoldaten. In ihren grauen Gesichtern regte sich nichts. Nur das Spiel des zuckenden Flammenwiderscheins huschte über ihre Gesichter, und erst als sich der Henker umwandte, kam auch in sie Bewegung.

»Ihr könnt gehen! Eure Arbeit ist beendet!«

Sie nickten und verschwanden wortlos. Fast sah es so aus wie eine Flucht. Der Henker verzog die Mundwinkel. Er mochte diese Menschen nicht. Vielleicht deshalb nicht, weil auch er sich oft genug nicht leiden konnte und doch unter seiner Tätigkeit litt, obwohl er dies offen nie zugeben würde. Die Kaiserin zahlte einen guten Lohn.

So manches Mal war auch schon ein Goldstück für ihn abgefallen, und sicherlich würde das bei diesem Pianisten auch wieder der Fall sein. Mit seiner Hinrichtung hatte der Henker der Kaiserin einen persönlichen Gefallen getan.

Seine Arbeit aber war noch nicht beendet. Er mußte noch einmal zurück in das Zimmer, wo der Kopf und die Hand lagen. Der Henker ließ sich Zeit. Er überlegte, wie er der Kaiserin bei ihrer Audienz die beiden Dinge präsentieren sollte.

Nicht auf einem Tablett. Er dachte da viel mehr an einen kleinen Kasten oder Koffer. Darin würden der Kopf und die Hand genau hineinpassen, und die Kaiserin konnte sich an diesem Anblick ergötzen.

Er hörte Hufgetrappel und das Rollen von Rädern. Kutschen fuhren durch das große Tor und näherten sich dem breiten, prachtvollen Eingang, den der Henker nicht betrat. Er wollte nicht gern gesehen werden, auch die Kaiserin mochte es nicht, und so betrat er das Schloß an einer anderen Stelle.

Sehr schnell ging er nun. Falls Besucher anwesend waren, mußte er rasch die Spuren beseitigen. Er hatte es schließlich auf seine Kappe

genommen und den Pianisten in einem normalen Raum getötet und nicht, wie vorgesehen, im Richtkeller.

Zwei Stubenmädchen sahen ihn, erschraken, blieben stehen und liefen mit wehenden Röcken davon. Sie kannten den Henker und verspürten eine gewisse Angst.

Die Mädchen interessierten ihn nicht. Er öffnete eine mit Blattgold bedeckte Flügeltür und blieb abrupt stehen, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Das hatte einen Grund.

Etwas war an seine Ohren gedrungen.

Klavierspiel…

Und dabei genau die Melodie, die Manfredo Cardinal vor seinem Tod gespielt hatte.

So weich, so anders, fremd klingend, dabei nicht unangenehm, sondern lockend, aber von der Kaiserin gehaßt.

Der Henker war durcheinander. Er hatte das Gefühl, auf den Arm genommen zu werden. Bei den Dingen, die mit seiner Arbeit zusammenhingen, verstand er jedoch keinen Spaß.

Er packte den Griff seines Schwertes fester. In sein Gesicht trat ein noch härterer Ausdruck, und die Augen blitzten so kalt wie Steine.

Wer immer ihm diese Überraschung bereitet hatte, er würde büßen, das stand für den Henker fest.

Mit schnellen Schritten näherte er sich der bewußten Tür, die in den Musikraum führte. Die Tür rückte heran, und die Schritte des Henkers wurden langsamer, bedächtiger. Etwas hatte sich in seinem Innern gebildet, das ihn zurückhalten wollte.

Er konnte es nicht erklären, vielleicht reichte das Wort Angst aus oder Unbehagen…

Er stand vor der Tür.

Das Klavierspiel dauerte an. Fast kannte der Henker das Stück auswendig. So weich gespielt, beinahe zärtlich und von Dingen erzählend, die Philosophen als metaphysisch bezeichneten, weil sie in anderen Strömungen eingepackt waren.

Wer spielte auf dem Flügel?

Der Henker mußte es einfach wissen.

Er faßte sich ein Herz, legte seine linke Hand auf die Klinke, bevor er die Tür mit einem Ruck aufzog, über die Schwelle schritt, das Schwert anhob und wie angewurzelt stehenblieb.

Selbst der Henker, der viel in seinem Leben gesehen und erlebt hatte, erstarrte vor Grauen!

***

Die Kerzen des Kronleuchters brannten noch immer. Sie warfen ihr Licht in die Tiefe, wo der Flügel stand. Die Klappe der Klaviatur war

wieder hochgeklappt worden und es spielte auch jemand auf dem Flügel. Ein furchtbares Wesen, das es eigentlich nicht geben durfte.

Die Hand und der Kopf des Hingerichteten waren zusammengewachsen. Sie bildeten jetzt eine Einheit. Der Kopf saß auf dem Gelenk, und die Hand spielte.

Fünf Finger glitten gelenkig über die Tasten. Sie spielten die Melodie, die die Kaiserin so haßte. Ihr kam sie fremd vor. Zum Barock paßte sie überhaupt nicht.

Der Henker hatte das Gefühl, allmählich einzufrieren. Er mußte sich bewegen und kam mit steifen Schritten näher. Die Kälte und das Grauen hielten ihn umfangen, sein Schwert kam ihm plötzlich nutzlos vor, und sein Blick pendelte sich auf den Kopf ein.

Es war der gleiche Schädel.

Nahtlos war er mit dem Gelenk verbunden, der Mund stand offen, als wollte er jeden Augenblick einen gellenden Schrei nach Hilfe entlassen. Die Augen glänzten fiebrig, das Haar war zerzaust, aber die Hand spielte…

Selbst für den abgebrühten Henker, der nie von seinen zahlreichen Opfern geträumt hatte, war es ein zur Realität gewordener Alptraum, und er gestand sich gleichzeitig ein, daß ihn das Spiel faszinierte und regelrecht bannte.

Der Mann bewegte sich nicht.

Er glaubte, sich in einer fremden Umgebung aufzuhalten und nicht in einem Raum, der ihm bekannt war. Das Zimmer wurde erfüllt von den Melodien, Klängen und Tönen, die dem einsamen Zuhörer und Zuschauer eine andere Welt vorgaukelten.

Der Henker hatte das Gefühl, keine Wände mehr zu sehen, sondern dünne Gardinen, durch die er in eine andere, geheimnisvolle Welt schauen konnte, wie sie höchstens in Märchen oder Geschichten vorkam, die man sich am Abend erzählte.

Eine Welt der Sehnsucht, die schon Ähnlichkeit mit dem oft erwähnten Garten Eden besaß.

Ja, sie war paradiesisch, lockend und mit dem grünen Schimmer der Hoffnung überlagert. Eine herrliche Welt, bewohnt und durchdrungen von märchenhaften Wesen. Feen und Elfen, manche durchsichtig und wie Geistwesen erscheinend. Sie bewegten sich hell und schattengleich inmitten der mystisch und mythisch erscheinenden Umgebung, und sie wurden begleitet von einem feinen Singen, das der Henker trotz des Klavierspiels wahrnahm.

Er verstand die Welt nicht mehr.

Als er auf die Fußspitzen schaute und dabei seine Standfestigkeit überprüfen wollte, hatte er das Gefühl, inmitten dieser Welt zu stehen, denn auch der Boden war unter ihm verschwunden. Er bewegte sich oder stand wie auf schillerndem Glas und konnte auch weiterhin den

Klängen der Klaviermusik lauschen.
Die Finger der Hand zuckten vor und zurück. Geschickt übersprangen sie Tasten, berührten die schwarzen ebenso wie die breiteren weißen, glitten zurück, verharrten mal, um einen Ton ausklingen zu lassen, damit sie anschließend in einem wahren Wirbel weiterspielen und ein Fortissimo erreichten, das abrupt endete.
Gleichzeitig verschwand auch die grüne Welt. Der Henker stand wieder in der völlig normalen Umgebung. Er schaute auf den Flügel und bewegte seine Augen, weil er den beißenden Schmerz verspürte. Den Brauen war es nicht mehr gelungen, den Schweiß zurückzuhalten.
Sein Blick erfaßte die Klaviatur und die Hand mit dem angewachsenen Kopf darauf.
Noch immer stand dessen Mund offen, aber kein Schrei drang über die bläulich schimmernden Lippen. Sie wirkten wie mit einer dünnen Eisschicht überzogen, zitterten nicht einmal und blieben starr wie alles andere auch an Hand und Schädel.
Hatte der Henker noch vor Sekunden in eine märchenhafte Welt des Friedens geblickt, so spürte er die radikale Änderung beinahe körperlich. Er merkte, daß hier etwas lauerte und ihm haushoch überlegen war. Die Stille mit dem Beigeschmack des Unheimlichen kam ihm bedrückend vor, und er sah zu, wie die Hand plötzlich hochschnellte.
Die Finger lösten sich von den Tasten, ein letzter angeschlagener Ton wehte durch das Zimmer, dann war es still.
Aber das Ungetüm befand sich in der Luft. Diese Kopfhand, die spielen und sich auch bewegen konnte. Sie brauchte nicht einmal festen Boden unter den Fingern, sie schwebte auf den Henker zu.
Er stand auf dem Fleck. Seine Gedanken irrten, aber er sah keine Chance zur Flucht.
Jetzt würde er bezahlen müssen. Rache war grausam, er wußte das und stellte sich ihr. Das Schwert in seiner rechten Hand hatte ihn verlassen. Er schaffte es nicht einmal, es in die Höhe zu hieven, so sehr zitterten seine Muskeln.
Und die Hand kam.
Das Gesicht darüber war ihm zugewandt. Die Haut leuchtete weiß-violett. Die kalten, unbeweglichen Augen strahlten das Grauen ab und gleichzeitig ein fürchterliches Versprechen.
Seinen Tod!
Ja, er sollte und würde sterben, durch die Hand und den Kopf, die er auf Befehl der Kaiserin abgehackt hatte.
Das andere Gesicht befand sich in Kopfhöhe. Jede Hautfalte konnte er sehen, auch die Glätte der Stirn, das dunkle Haar, die dichten Brauen, den aufgerissenen Mund, die Reihen der Zähne, aber er hörte keinen Atem.

»Was willst du?« ächzte der Mann mit dem Schwert und schob sich nach vorn.

Die Antwort bekam er auf eine andere Art und Weise, als er es sich vorgestellt hatte.

Fünf Finger griffen zu!

Wie Stahlseile umklammerten sie seine Kehle. Es war ein gekonnter und gleichzeitig grausamer Griff, der dem Henker radikal die Luft abschnürte. Er wurde zur Seite gedreht, und die Hand löste sich nicht von seinem Hals.

Dabei konnte er den Kopf des Mannes genau sehen. Er befand sich nur mehr eine Zeigefingerlänge entfernt. Plötzlich fiel ihm ein, daß der Kopf kleiner geworden war, er hatte sich den Proportionen der Hand sehr genau angepaßt. Das war das Ende seiner Gedankenkette, denn die erste Todesschwäche übermannte ihn bereits.

Seine Knie wurden weich. Noch hielt er sich auf den Beinen, taumelte vor, und der Griff blieb auch weiterhin um seinen Hals. Die Wände, der Kronleuchter, das Klavier, alles drehte sich vor seinen Augen, dabei war er es, der im Kreis wankte.

Zweimal schaffte er dies. Bei der dritten Umdrehung versagten die Beine. Er fiel um und prallte zu Boden.

Die Hand aber blieb.

Sie tötete.

Erst nach über einer Minute löste sich die Klaue vom Hals des Henkers. Die Augen im Kopf bewegten sich zwinkernd, als wollten sie sich selbst für diese Tat loben.

Zum erstenmal schloß sich der Mund.

Der rechte Arm des Toten lag ausgestreckt am Boden. Und die allmählich starr werdenden Finger umklammerten noch immer den Griff des Richtschwerts.

Das zynische Lächeln, das für einen kurzen Moment über die blassen Lippen zuckte, sprach von der Rache, zu dem dieses Horror-Gebilde fähig sein würde. Es bewegte die Finger, glitt gleichzeitig tiefer, so daß es in die Nähe der starren Hand des Toten geriet.

Die blassen Finger konnten nicht nur leicht über die Klaviatur hinweggleiten, sie besaßen auch die Kraft, um das Schwert aus der starren Hand zu lösen.

Dann packten sie zu.

Der Griff schien für die Hand wie gemacht zu sein. Das Gebilde schaffte es auch, die Waffe in die Höhe zu heben. Es führte die Klinge mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit, wie ein Könner.

Das Gesicht starrte auf den Henker. Ausdruckslos blieben die Augen, doch das Gebilde wußte genau, was es zu tun hatte.

Noch einmal nahm es Maß.

Dann fuhren die Hand, der Kopf und das Schwert nach unten. Es war

ein einziger glatter Streich, der den Kopf des Henkers vom Körper trennte.

Wenig später rutschte die Klinge zu Boden. Sie blieb mit der Spitze stecken, und das Gebilde zog sich zurück. Es verschwand einfach, als hätte sich ihm eine andere, geheimnisvolle Welt eröffnet, und es hinterließ eines der großen Rätsel der damaligen Zeit…

***

Man fand den Toten ungefähr eine Stunde später. Nachdem das erste Entsetzen überwunden worden war, bekam die Kaiserin Bescheid. Sie kümmerte sich persönlich um den Mord.

Sie ließ die beiden Leichenträger zu sich kommen, die zitternd und bebend die Fragen beantworteten, die man ihnen stellte. Sogar die Aschenreste des verbrannten Torsos mußten sie zeigen, aber eine Erklärung gab es trotzdem nicht.

Das Rätsel blieb ungelöst.

Die Kaiserin setzte ihre Berater auf den Fall an. Die Männer forschten, doch zu einer Lösung kamen sie nicht. Da entschloß sich die Kaiserin, auch die letzte aller Spuren zu vernichten.

Und alle, die mit dem Fall zu tun hatten, mußten schwören, darüber Stillschweigen zu bewahren.

Das wurde über Jahre hinweg eingehalten, doch dann redete trotzdem jemand. Es war einer der beiden Diener, der dies kurz vor seinem Tode tat.

Und so entstand ein Gerücht, das, wenn die Rede darauf kam, von Generation zu Generation weitererzählt wurde. Man gab ihm sogar einen Namen. Die Rache des Pianisten…

***

Ein anderes Land – eine andere Zeit!

Rio lag hinter mir, Sir James war aus dem Krankenhaus entlassen worden und hatte seinen Dienst wieder aufgenommen. London hatte einen heißen Herbstanfang erlebt, von dämonischen Aktivitäten war nichts zu erkennen gewesen. Und dies freute mich, denn auch ich brauchte mal ein wenig Privatleben. Ganz allein wollte ich es nicht genießen, und so hatten mein Freund Bill Conolly und ich uns entschlossen, den Abend bei einem Bierchen zu verbringen.

Wir wollten ein wenig über die alten Zeiten plaudern, vor allen Dingen über die Jahre, als wir noch jünger gewesen waren und uns kennengelernt hatten.

Damals hatten wir zusammen bei einer Wirtin gewohnt, die ihren Mann als Zombie im Keller hielt. Es war gewissermaßen unser erster Einsatz als Studenten gewesen. [1]

Das Lokal war berühmt für sein Bier. Über zehn verschiedene Sorten standen zur Auswahl. Da es in London viele Biertrinker gab, war es

gut, wenn man sich einen Tisch reservieren ließ, das hatte ich getan und war vor meinem Freund Bill da.

Der Tisch befand sich zwischen der Eingangstür und der langen Theke aus Mahagoniholz, wo schon zahlreiche durstige Gäste standen und ihren Gerstensaft schluckten.

Ich kämpfte mich durch den Rauch vor, erreichte den Tisch, sah die Karte mit meinem Namen und nahm Platz.

Messingleuchten hingen von der Decke und hatten ihre Plätze auch an den Wänden gefunden. Sie gaben einen etwas sanften Schein ab, der über die Holztäfelung glitt und diese aussehen ließ, als wäre sie mit Goldstaub gepudert worden.

Ein blondes Mädchen kam an meinen Tisch, lächelte und fragte:

»Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Dann geht die Reservierung okay?«

»Natürlich.«

Die Kleine holte einen Block hervor und wartete auf meine Bestellung. Ich entschied mich für ein tschechisches Bier, ein Budweiser, serviert in kalten Gläsern, die zwischen Eisstangen standen. »Ach, bringen Sie gleich zwei.« Ich hatte gesehen, daß mein Freund Bill ebenfalls erschienen war. Er stand am Eingang, schaute sich suchend um und sah mein Winken. Gemächlich schlenderte er näher, wurde von der Bedienung ebenfalls mit einem freundlichen Lächeln begrüßt, nahm Platz und streckte seine Beine aus.

»Endlich allein«, sagte er und stöhnte.

»Wieso?«

Bill grinste. »Es geht doch nichts über einen anständigen Abend unter Männern. Natürlich mit ein paar kühlen Blonden.«

Ich schüttelte den Kopf. Mein Freund schien heute übermütig zu sein, aber auch ich hatte mich auf diesen Abend gefreut und beschlossen, ihn zu genießen, dabei sehr wohl an die Dinge denkend, die uns in ähnlichen Fällen dazwischen gekommen waren.

Man hatte uns nicht immer in Ruhe gelassen. Bill gab eine Runde Zigaretten aus. »Alles klar?« fragte er, als wir den ersten Zug genommen hatten.

»So ziemlich.«

»Was fehlt dir denn?«

»Mein Bier.«

Der Reporter lachte. »Mir auch. Aber so ein gut gezapftes Pils dauert eben seine Zeit. Ich habe übrigens noch einmal wegen dieser Parfümfabrik nachgehakt.«

»Und?«

»Dark Mystery wird nicht mehr weiter produziert. Nach diesen schrecklichen Vorfällen haben die Verantwortlichen Angst bekommen

und die gesamte Serie vom Markt genommen.«

»Das ist ihre Sache.«

Der Fall des Todesparfüms lag erst kurze Zeit zurück, er hatte mich tief in die Geheimnisse des alten Kontinents Atlantis eingeweiht, wo ich die drei Nymphen kennengelernt hatte. Inzwischen war ich ja in Rio gewesen und hatte meinen Freunden das Feld hier in London überlassen.

Unser Bier wurde gebracht. Die Gläser waren gut gefüllt und der Schaum fest.

»Möchten die Gentlemen eine Kleinigkeit essen?« fragte das Mädchen und lächelte uns so treuherzig an, daß Bill nicht widerstehen konnte und sich zumindest die Speisekarte bringen ließ.

»Zunächst wollen wir unseren Durst löschen«, erklärte ich.

»Natürlich.«

Wir tranken. Das Pils war gut, zudem war meine Kehle durch den langen Arbeitstag fast ausgedörrt und bekam jetzt den richtigen Schliff. Bill bestellte laut rufend noch zwei frische Pils nach. »Bis die kommen, sind die ersten Gläser leer.« Er lachte und ballte die Hand.

»Ich komme mir vor wie damals in der Fleet Street, als wir die Bierkneipen unsicher machten. War das eine Zeit!«

»Jetzt bist du verheiratet und…«

»Heute abend nicht.«

»Wieso?«

»Sheila hat mich fast weggetrieben. Sie will in Ruhe ein Buch lesen. Und ich störe sie dabei angeblich nur.«

»Hat sie denn recht?« fragte ich grinsend.

Bills Augen wurden groß. »Und wie, ich bin doch der größte Störenfried vom Dienst. Meinetwegen kann sie öfter Bücher lesen. Ich besorge ihr jede Neuerscheinung.« Bill hob sein Glas. »Cheerio, altes Haus. So jung kommen wir nicht mehr zusammen. Laß uns den Abend genießen.«

Wir leerten die Gläser. Ich schaute zu, wie die Schaumreste an den Innenseiten des Glases nach unten rannen, streckte ebenfalls die Beine aus und lehnte mich zurück.

Hinter mir befand sich die Wand. Allmählich entspannte ich mich. Die Kneipe, der typische Geruch und der Lärm ließen mich kalt. Daran hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Ich fühlte mich wohl. Sogar die Augen schloß ich und wurde erst wieder richtig wach, als mich Bill unter dem Tisch anstieß.

»Das Pils ist da!«

Schon standen die beiden frisch gezapften Gläser auf dem Tisch.

Bill gab der Kellnerin ein Zeichen. »Wir haben ja noch keinen Blick in die Speisekarte geworfen…«

»Die Küche hat aber nur bis um 23.00 Uhr geöffnet.«

»Das reicht«, sagte Bill.

Wir nahmen wieder einen Schluck, und Bill griff zur Karte. »Ich bekomme tatsächlich Hunger. Und du?«

»Noch nicht.«

»Na ja, ich werfe mal einen Blick hinein.«

Das Lokal hatte sich mittlerweile noch mehr gefüllt. An der Theke gab es keinen freien Platz mehr. Auch Frauen fühlten sich als Gäste wohl. Zumeist kamen sie in Cliquen, um sich gemeinsam zu amüsieren.

Zwar stand keine Musikbox im Lokal, trotzdem hörten wir leise Musik. Der Wirt spielte den Diskjockey. Die Melodien rieselten aus von der Decke herabhängenden Lautsprechern den Gästen entgegen. Nicht die Songs der internationalen Popszene überwogen, sondern weiche, einschmeichelnde Melodien, auch moderne, aber sie waren nicht so laut und hektisch wie die Disco-Hits.

Als der Wirt eine neue Scheibe auflegte, hatte Bill seine Wahl bereits getroffen. »Ich weiß jetzt, was ich nehme.«

»Doch nicht Fish and Chips.«

»Nein, das nicht.« Er lachte. »Ich habe eine tolle Wahl getroffen. Lachs in Blätterteig gebacken. Schmeckt unheimlich gut, kann ich dir versprechen.«

»Hast du das schon gegessen?«

»Nein.«

»Und woher weißt du denn, daß es so gut schmeckt?«

»Das steht hier.«

Wir lachten beide, doch Bill hatte mich überzeugt, und ich bestellte das gleiche.

»Dazu müßten wir eigentlich ein Gläschen Glykol trinken«, meinte der Reporter.

»Danke, ich friere nicht. Aber wenn du Frostschutz brauchst, ich hindere dich nicht daran.«

»Aber nicht bei einem trockenen Weißwein.«

»Wie trocken?«

»Staubtrocken.«

Es war ein Blödsinn, den wir von uns gaben, aber uns gefiel es.

»Sie wollen den Lachs nehmen, meine Herren?« fragte die Bedienung.

»Ja«, erklärte Bill. »Aber den eingepackten.«

Die Kleine war irritiert. »Wie soll ich das verstehen, Sir?«

Bill drehte mit seinem ausgestreckten Zeigefinger eine Rolle. »Den in Blätterteig. Ungesüßt, versteht sich.«

»Ach den.«

»Genau den meinen wir.«

»Zweimal?«

»Sehr richtig.«

»Möchten Sie auch etwas Wein?«
»Nein, nein«, sagte ich schnell. »Wir beide bleiben heute Abend beim Bier.«
Bill schnippte mit den Fingern und grinste mich an. »Die nimmt dich nicht ernst, John.«
»Dich etwa?«
»Ich werde sie mal fragen.«
»Laß es lieber, sonst bekommt sie einen Schreck fürs Leben.« Ich hob mein Glas. »Auf daß die edle Jauche«, rezitierte ich, »Wellen schlag in unserem Bauche.«
»Ja, das soll sie.«
Der kräftige Zug tat richtig gut. Es erklang auch wieder Musik.
Neue Gäste schoben sich an unserem Tisch vorbei und fanden in einer Ecke noch ein freies Plätzchen. Es waren zwei junge Frauen, chic und modisch gekleidet, wahrscheinlich Singles. Als sie sich setzten, blieben ihre Blicke länger auf uns haften, als es normal der Fall war. Da sprachen die Augen von einem gewissen Interesse.
»Hast du Chancen, John?« flüsterte Bill.
»Wieso ich?«
»Die mit dem Wuschelkopf und der vielen Schminke im Gesicht schaut dich besonders intensiv an. Außerdem hat sie sich schon entsprechend hingesetzt.«
»Meine Chancen nähern sich dem Nullpunkt.«
»Wieso?«
»Vor einigen Tagen habe ich an der Copacabana zahlreiche Girls gesehen. Die Schönsten der Schönen sind mir über den Weg gelaufen. Aber glaube nur nicht, daß sich eine für mich interessiert hätte.«
»Du wirst eben alt. Außerdem sind die beiden am Nebentisch auch nicht mehr ganz jung. Ich schätze sie auf…«
Mich interessierten Bills Ausführungen plötzlich nicht mehr, denn mir war etwas aufgefallen, das es eigentlich nicht geben konnte. Die Melodie.
Als Bill etwas sagen wollte, hob ich die Hand. Er schwieg und schaute mich schräg an.
Ich aber lauschte. Der Stimmenwirrwarr war für mich nebensächlich geworden, denn ich wollte so viel wie möglich von dieser Melodie mitbekommen. Es war ein Klavierstück. Ich kannte es, wenn ich es auch so gespielt noch nie vernommen hatte.
»Was ist denn, John?«
Ich erwachte wie aus seinem Traum. »Verdammt, Bill, ich… ich kenne die Melodie.«
»Und?«
»Sie hat etwas zu bedeuten, glaub mir. Ich habe sie schon einmal gehört, das war damals sehr wichtig für mich gewesen.«

»Und wer hat da gespielt?«

»Ich weiß nicht mehr genau. Laß mich lieber noch einige Zeit zuhören. Okay?«

»Wenn deine Seligkeit davon abhängt, bitte.« Der Reporter verstand mich und die Welt nicht mehr.

Ich lauschte den Klängen. Das mußte ich so intensiv durchleben, noch stand nicht mit hundertprozentiger Sicherheit fest, daß es sich um die Melodie handelte, die ich meinte. Außerdem wollte ich mich vor meinem Freund Bill nicht blamieren.

Je mehr Zeit verging, um so sicherer wurde ich mir. Ja, das genau war sie. Es gab keinen Zweifel, und fast automatisch fielen mir die Augen zu. Ich »schaute« hinein in eine andere Welt, ein anderes Land, in dem die Uhren anders liefen und das auf eine gewisse Art und Weise einmalig war. Ich sah mich selbst in diesem geheimnisvollen Land. Manchmal als Gefangener, dann wieder als einen Menschen, der sich frei bewegen und Kontakt zu außergewöhnlichen Wesen bekam, die man als Geister, Feen und Elfen bezeichnete.

Das Land, das sich vor meinem geistigen Auge auftat, war Aibon.

Und die Melodie, die ich hörte, hatte damals jemand gespielt, den ich als den roten Ryan kannte…

***

Der rote Ryan!

In gewisser Hinsicht hatte er mich an Pan, den griechischen Hirtengott erinnert, denn auch er hatte seine Melodien auf einer Flöte gespielt und damit gelockt.

Genau dieses Lied, das mir jetzt zu Ohren kam, hatte der rote Ryan auf seiner Flöte intoniert. In dieser Wirtschaft hörte ich es als Klavierstück, deshalb hatte ich mich nicht sofort erinnert.

Für mich gab es nur diese Melodie. Sie umfing und umschmeichelte mich. Ich lauschte ihren Klängen, denn ich konnte mir etwas darunter vorstellen. Das grüne, weite Land mit allen seinen Geheimnissen, Hochburg der Druiden. Ein Gebiet voll mit Rätseln, die auch in meinem Leben eine Rolle spielten. Und dann dieses Lied.

So weich, so harmonisch – einfach friedlich…

Ich schluckte und wollte mich beschweren, denn jemand hatte mir etwas Hartes dicht über der Gürtelschnalle gegen den Leib gedrückt. Sofort öffnete ich die Augen und sah noch Bills ausgestrecktem Zeigefinger, den er soeben zurückzog.

»He, John, träumst du?«

Ich schaute ihn etwas verwirrt an. Mein Lächeln fiel ein wenig dümmlich aus, ebenso wie die Antwort. »Ja, ich habe geträumt.«

»Das ist mir auch aufgefallen. Und weshalb hast du so plötzlich angefangen zu träumen?«

Er bekam die Antwort nicht sofort. Ich drückte mich aus meinem Stuhl hoch, stützte den Ellbogen auf den kleinen Tisch und wischte mit der Hand über meine Stirn.

»Es lag an dieser Melodie…«

Bill deutete zur Theke hinüber. »Die Platte, die der Wirt aufgelegt hat?«

»So ist es.«

»Und?«

»Ich kenne das Lied.«

Mein Freund lächelte. »Das ist zwar toll, ich kenne es auch, aber mir würde es nie in den Sinn kommen, auf diese Melodie hin so abzufahren, wie du es getan hast.«

Automatisch trank ich einen Schluck Bier. »Das kann ich mir vorstellen. Du verbindest damit auch sicherlich nicht das, was ich damit in Zusammenhang bringe.«

»Und das wäre?«

»Aibon!«

Jetzt war der Reporter überrascht. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, und rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Was verbindest du denn alles damit? Ich meine, außer Aibon oder so.«

»Gib acht, ich will es dir erzählen.«

Bill hörte gespannt zu, was ich ihm zu sagen hatte. Er vergaß sogar das Trinken und schaute auch kaum auf, als die blonde Bedienung uns den bestellten Appetithappen auf den Tisch stellte.

Das Gesicht meines Freundes hatte einen ungläubigen Ausdruck angenommen, der auch dann nicht verschwand, als ich meine Erzählungen beendet hatte. »Nein«, sagte er, »nein, das kann ich einfach nicht glauben. Tut mir leid, John, du hast dich da in etwas hineingesteigert, das ich dir nicht abnehmen kann. Ich will daran nicht glauben.«

»Aber ich.«

»Bist du dir ganz sicher, daß dir kein Irrtum unterlaufen ist?« bohrte er weiter.

»Ja.«

Bill hob die Schultern und packte den mit Lachs gefüllten Blätterteig in eine Serviette ein. Er probierte den ersten Bissen und nickte erfreut. »Das schmeckt gut.«

Auch ich aß, enthielt mich eines Kommentars, weil ich mit meinen Gedanken woanders war. Selbst das Lachen der Frauen am Nebentisch störte mich kaum. Ich hatte nicht einmal gesehen, daß sich zwei halbseidene Aufreißertypen zu den beiden gesetzt hatten.

Bill hatte zuerst angefangen zu essen, schluckte den letzten Bissen und nickte mir zu, bevor er seinen Mund mit einem großen Schluck Bier endgültig freispülte.

»Und du bist noch immer der Meinung, daß es die Melodie ist, die du in Aibon gehört hast.«

»Das bin ich.«

»Dann brauchten wir nur eines zu tun. Den Wirt oder Pächter hier zu fragen, woher er die Platte hat.«

»Das hatte ich auch vor. Kennst du die Scheibe denn?«

»Die Melodie, meinst du?« Bill hob die Schultern. »Nein, die habe ich noch nie gehört. Jedenfalls jagt sie nicht gerade wie ein Torpedo durch die Charts.«

Ich stand auf. Der Kellnerin sagte ich, daß wir gleich zurückkämen und sie nicht abräumen sollte.

»Natürlich.«

Wir mußten uns bis zur Bar hin vordrängen, denn an der Theke standen die durstigen Gäste in Dreierreihen. Die gefüllten Biergläser wurden über die Köpfe der Vorderen hinweggereicht, und so mancher bekam einige Tropfen auf den Kopf.

Eine Frau beschwerte sich, weil wir an ihr vorbeiwollten. »He, hier ist kein Platz mehr.«

»Keine Sorge, Sie behalten ihn«, lächelte ich, bevor ihr Begleiter, ein schwarzköpfiger Kleiderschrank im weißen Anzug und mit vielen Goldringen an den Fingern, sauer werden konnte.

Wir bauten uns dort auf, wo an einem Ende der Theke die Türen zu den Toiletten lagen. Als einer der schwitzenden Keeper in unsere Nähe kam, rief Bill ihn scharf an, sonst hätte er gar nichts gehört.

»Sagen Sie, Mister, wo finden wir hier den Wirt?«

»Der ist nicht da.«

»Und wer zeigt sich für die Musik verantwortlich?« fragte ich.

»Wir alle.« Die Antwort klang ehrlicher. Dann drehte sich der Mann weg und bediente weiter.

Wir gaben ihm zwei Minuten. »Ich kann ja verstehen, daß der Knabe unter Streß steht«, sagte ich, »aber ich bin es auch.« Vor mir befand sich eine Holzklappe, die ich nur anzuheben brauchte, um hinter die Theke zu gelangen.

Und das gefiel dem Keeper gar nicht. Plötzlich waren seine Gäste nicht mehr wichtig. Er schnellte mit einem wütenden Ausdruck im Gesicht auf uns zu und machte den Eindruck, als wollte er uns im nächsten Moment an die Gurgel fahren.

»Hier hat niemand etwas zu suchen, auch Sie nicht. Verschwinden Sie oder ich…«

Mein halbhoch gehaltener Ausweis stoppte seinen Redefluß.

Plötzlich wurde der Mann nervös. »Das hätten Sie auch gleich sagen können. Aber Sie haben kein Glück. Hier wird kein Stoff gehandelt…«

»Es geht uns um die Musik.«

»Wieso? Die Scheiben und Kassetten sind alle rechtsmäßig bezahlt

worden. Da können Sie uns nichts…«
»He, Freddy! Halte hier keine Volksreden. Wir haben Durst.«
»Das sind zwei Bullen!«
»Verdammt, die sollen sich zum Teufel scheren.« Der Schreier war der Knabe im weißen Anzug.
»Können Sie uns die Platte oder Kassette zeigen?«
Freddy schaute mich an und nickte. Er brauchte nur nach hinten zu greifen. Es war eine LP. Sie trug den Titel »Unbekannte Meister«.
Gespielt wurden die Melodien von einem Pianisten namens Hans Conrad, der sich aber Hanco nannte. Er sah so ähnlich aus wie der Richard Clyderman aus Paris, jedenfalls besaß er den gleichen verträumten Ausdruck in den Augen, nur waren Hancos Haare dunkel. Auch das Plattencover kam der Musik entgegen. Es war in pastellfarbenen, weichen Tönen gehalten. Beige und ein leichtes Braun überwogen, und der zusammen mit dem Künstler abgebildete weiße Flügel verschwamm innerhalb der wolkig gehaltenen Farben.
»Kennen Sie den Interpreten?« erkundigte ich mich bei Freddy.
»Nein, der kommt vom Festland. Ist ein Österreicher. Wiener…«
»Woher wissen Sie das?«
»Steht hinten auf der Hülle?«
»Kann ich die Platte haben?« fragte ich.
»Wie?« Er schüttelte den Kopf, weil er nicht begriff.
»Ich kaufe sie Ihnen ab.«
Freddy wollte uns wohl schnell loswerden. Jedenfalls hatte er keine Einwände mehr. »Wenn Sie unbedingt wollen, ich bin dabei.«
Er nannte mir den Preis, und ich zahlte.
»Brauchen Sie auch eine Quittung, Mister?«
»Das ist nicht nötig.«
Wir bedankten uns und gingen zurück zum Tisch. Die Scheibe trug ich unter dem Arm.
Der Kerl im weißen Anzug drehte sich provozierend langsam zu uns um. Bill ließ er vorbei, mich nicht. Er hatte viel getrunken, sein Gesicht war gerötet, auf seiner Stirn lagen Schweißperlen. »Habt ihr Bullen eigentlich nie Feierabend?« raunzte er mich an.
Ich blieb freundlich, aber in der Sache hart. »Solange Menschen wie Sie herumlaufen, können wir uns einen Feierabend nicht leisten. Tut mir leid. Und viel Spaß noch.«
Ohne ihn noch einmal anzusehen, ging ich wieder zu meinem Platz und leerte das Glas.
Bill war neugierig. »Wie geht es jetzt weiter?«
»Nicht sehr gruselig.«
»Wieso?«
»Ich werde mich mit der Plattenfirma in Wien in Verbindung setzen, damit sie mir die Adresse dieses Hanco gibt. Möglicherweise weiß er

mehr. Er muß die Melodie irgendwo gehört haben.«
»Alte Meister, John.«
»Auch die wollen gefunden werden. Vielleicht hat er tatsächlich einen Kontakt zu Aibon gehabt. Ich bin nicht so vermessen zu glauben, daß ich der einzige gewesen sein soll.«
Bill kippte sein Glas um, weil es leer war. »Das kann sich auch als völlig harmlos herausstellen.«
»Möglicherweise ist es das auch.«
»Was dann?«
»Dann bin ich auf jeden Fall beruhigter…«

***

Wien!
Eine Stadt – ein Name – ein Klang!
Liebhaber und Kenner der österreichischen Hauptstadt sangen den Namen regelrecht.
Strauß und Mozart waren die eine, die klassische Seite an der Millionenstadt.
Die andere gab es auch. Die Neue Wiener Musik. Künstler, die deutsch sangen und durch ihre Kunst zu Weltruhm gelangt waren.
Namen wie Heltau und Falco kannte jeder Musikfreund. Auch André Heller zählte dazu, und es tat einer immer etwas verstaubt wirkenden Stadt wie Wien gut, daß es solche Künstler waren, die in der Szene geboren wurden und wie Kometen am Musikhimmel ihre Bahnen zogen.
Dabei hatte die Szene Nachwuchs.
Manche behaupteten, daß alle jungen Künstler, die sich in Wien niederließen und sich von der Stadt inspirieren ließen, Talent besaßen. Ob Musiker, Maler oder Bildhauer, in der Donaumetropole fanden sie ihr Zuhause und fühlten sich auch geborgen. Auch brauchten sich die Sänger mit ihren Texten nicht zu verstecken, sie besaßen Inhalt, der oft genug von einem Hauch von Melancholie durchweht wurde, denn der Wiener liebte das Leben.
Ein echter Wiener ging eben nicht unter. Und wenn er nicht mehr war, kamen andere.
An den Tod dachten wohl nur die wenigsten an diesem lauen Oktoberabend.
Der Winter würde kommen, daran gab es nichts zu rütteln.
Einheimische wie Fremde hielt nichts mehr in den Häusern. Sie alle wollten dieses Wochenende genießen, das vielleicht das letzte schöne in diesem Jahr werden würde.
Und deshalb quoll Wien über.
Die Innenstadt war verstopft. Es gab keine Parkplätze mehr. Vor den Restaurants, den Cafés, den Bistros und Kneipen saß man noch im

Freien und trank sein Bier oder seinen Wein. Auch Kaffee wurde viel konsumiert. Niemand sprach mehr vom Glykol-Skandal der letzten Monate. Man trank wieder österreichischen Wein, und in den gemütlichen Lokalen des Touristenvororts Grinzing schwitzte das Personal wie im Hochsommer. Es gab kaum noch einen freien Platz.

Wien lebte.

Und auch dort, wo sich die Insider trafen, die Musikmacher, die Künstler und Schriftsteller. Es waren nicht die Nobelschuppen oder altwienerischen Restaurant, sondern die einfachen Cafés, wo man auf knarrenden, alten Holzstühlen saß, diskutierte. Meinungen vertrat, andere gelten ließ oder nur die Ohren öffnete, um vielleicht neue Trends zu erfahren. In diesen Räumen strahlten keine Lüster, hier waren die Wände mit Holz getäfelt, das vom Rauch zahlreicher Zigarren und Zigaretten einen schwarzmatten Glanz bekommen hatte.

Wer keinen Platz fand, konnte sich auch auf den Boden setzen oder auf die Fensterbank, denn die Scheiben waren hochgeschoben worden. Manchmal ging jemand an den großen Flügel, der auf dem Podest stand, setzte sich hin und spielte eine Komposition, die ihm gerade eingefallen war.

Dieses Insider-Café, es lag nicht weit vom Burgtheater weg, war auch das Stamm-Baiserl eines Komponisten und Pianisten, der sich Hanco nannte. Dort amüsierte er sich, da traf er Freunde und Gleichgesinnte. Da hatte er Einfälle und Ideen gehabt.

Auch an diesem Abend war er seiner kleinen feuchten Zweizimmerwohnung entflohen und hatte sich auf den Weg gemacht.

Schon in der schmalen Gasse, an deren linker Seite Wagen parkten, war er erkannt und angesprochen worden.

Judith, die aschgraue Jüdin, die viele Jahre in Israel verbracht hatte und ebenfalls zum Inventar gehörte, hängte sich bei ihm ein.

»Nimmst du mich mit, Mozart?«

Hanco lachte. »Mozart ist gut.«

»Das bist du doch – oder?«

»Vielleicht werde ich es mal, wenn ich tot bin. Er ist doch erst nach seinem Tod so richtig berühmt geworden.«

»Er soll ein tolles Sexleben gehabt haben.«

»So? Hatte er das?«

»Ja.«

»Na komm, woher weißt du das?«

Judith blieb stehen, weil sie fast die Kneipe erreicht hatten. Sie strich ihre grauen Haare zurück. Diese Frau war ein prima Kumpel und zudem scharf auf Hanco.

Für ihn kam sie nur als gute Freundin in Frage, nicht als Geliebte.

»Man hört eben viel. Wenn du der neue Mozart sein willst, mußt du auch in die Fußstapfen des alten treten.«

»Du meinst in die Sexstapfen.«
»Dagegen hätte ich nichts.«
Hanco lachte. »Judith, du bist lieb. Ich mag dich, ehrlich, aber du bist leider nicht mein Typ, weißt du?«
Sie legte den Kopf schief. »Wirklich nicht?«
»Keine Chance, Judith.«
Sie hob die Schultern. »Schade, es hätte schön werden können mit uns beiden.«
»Wir sind doch Freunde.«
»Das ist mir zu wenig.«
Er winkte ab. »Ach, Mädchen, laß dir keine grauen Haare wachsen. Ich verspreche dir, das nächste Lied nur für dich zu schreiben.«
»Falls du dazu kommst.«
Hanco war überrascht und hob die Augenbrauen. »Was meinst du damit? Weshalb redest du so?«
»Ich hatte einen Traum, Hanco.«
»Und?«
»Du spieltest darin die Hauptrolle. Du weißt, daß meine Träume bestimmte Signale sind.«
»Jeder Traum ist ein Signal.«
Die Frau lehnte sich gegen die Hausmauer. »Über dir liegt ein Schatten, Hanco. Ein gefährlicher, dunkler, langer Schatten, der aussieht, als wollte er dich verschlingen.«
»Das wird er kaum schaffen.«
»Bist du dir da sicher?«
»Ja.«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich aber nicht.« Plötzlich umklammerte sie seine Hände, hob den Kopf, und ihr Gesicht wirkte noch schmaler, als es ohnehin schon war. Die grauen Haare rahmten es ein wie die langen, zur Seite geschobenen Streifen eines Vorhangs. »Bitte, du darfst den Schatten nicht unterschätzen. Du darfst es nicht Hanco.«
»Und was soll ich deiner Meinung nach machen?«
»Dein Leben ändern.«
»Nicht mehr spielen?«
»Zum Beispiel.«
Hanco schüttelte den Kopf. »Das glaubst du doch selbst nicht, Mädchen. Nein, ich muß spielen, ich muß komponieren, das ist mein Lebensinhalt. Ich habe dir doch von meiner LP erzählt.«
»Ja.«
»Sie ist besser verkauft worden, als ich gehofft hatte. Sogar in Deutschland wird sie gehört. Wie man mir sagte, zeigt der Trend auch weiterhin nach oben. Das ist doch stark.«
»Schon, Hanco. Ich gratuliere dir auch, aber du solltest trotzdem sehr vorsichtig sein.«

»Und wer ist mein Feind?«

Da strich Judith ihre Haare zurück. Hanco konnte auf LISA schauen. Und LISA war »in«. Die Abkürzung LISA war aus den beiden Worten lichtsammelnde Kunststoffe geschaffen worden. Sie leuchteten ohne Strom auch im Dämmerlicht in allen Farben. Vom tiefen Blau über rot, grün bis hin zum hellen Gelb. Auch Judith trug diesen Ohrenschmuck. Zwei hellrot leuchtende Spiralen, die mit ihren Spitzen beinahe den Hals berührten. Manche Mädchen machten sich auch Gürtel und Reifen aus diesem Material, so daß sie im Dunkeln wie gespenstische Wesen aussahen, wenn sie sich durch die Straßen oder Gassen bewegten.

»Sag es, bitte.« Er spielte mit der Spirale am rechten Ohr und ließ sie über seine Finger gleiten.

»Ich weiß es nicht. Da war nur die Wolke. Zumeist verheißt sie das Schlimmste.«

»Tod?«

Judith nickte. »So ist es.« Ihre Stimme klang sehr ernst. Hanco hörte es genau und wurde ein wenig verlegen. Er suchte nach den passenden Worten für seine Antwort.

Als sie ihm endlich eingefallen war, klang sie gewollt lustig. »Ich bin erst 23 und will noch zweimal so lange leben.«

»Ich wünsche es dir von ganzem Herzen«, erwiderte Judith.

»Aber denke an meine Worte.« Dann ging sie. Sie schaute nicht einmal zurück, hielt den Kopf gesenkt und schaute auf das Pflaster der Gasse. In der Dunkelheit sah sie aus wie ein Gespenst.

Judith hatte einen sehr nachdenklichen Hanco hinterlassen. Auf der einen Seite das pralle Leben, auf der anderen lauerte der Tod.

Eben typisch Wien, wo Freude und Leid sowie Leben und Sterben dicht beieinander lagen. Er hob die Schultern. »Es lebe der Zentralfriedhof«, murmelte er in einem Anfall von schwarzem Humor und überlegte, ob er das Café betreten oder lieber über die Kärntener Straße bummeln sollte, wo er Menschen traf, die nicht zu den Künstlern zählten. Ging Hanco nicht in das Café, kam er sich wie ein Verräter vor. Seine Freunde waren nicht die Leute auf der Kärntener Straße, sondern die Künstler, die Hoffenden, die, die nach einem Strohhalm suchten, der ihre Ideen weiter transportierte.

Als Hanco in den Lichtschein der alten Laterne geriet, die über dem Eingang schaukelte, wurde er bereits von einigen Gästen, die vor dem Café standen, erkannt.

Man begrüßte ihn als Freund. Jemand fragte ihn, ob er irgendwann mal Zeit hätte, um sich Ideen anzuhören. Hanco sagte zu, ohne allerdings einen Termin auszumachen.

Er schob sich durch den Eingang. Rauch und Stimmengewirr empfingen ihn. Es gab eine Kellnerin. Sie wurde Gummibärchen

genannt, weil sie sich in dem überfüllten Raum so leicht und sicher mit gefüllten Tabletts bewegen konnte, ohne daß etwas umgestoßen wurde.

»Hi, Hanco. Wieder mal da?«

»Ja.«

»Gummibärchen« stemmte ein Tablett hoch. »Du, man hat bereits nach dir gefragt.«

»Wer denn?«

»Irgendein Typ aus der Szene. Sie nennen ihn alle Rille.«

»Ja, ich weiß schon. Wo ist er denn?«

»Er hat den Tisch mit dem Telefon.«

»Danke! Und bring mir einen Kaffee.«

»Sonst nichts?«

»Kannst noch einen Obstler hinzustellen.«

Die Kellnerin, eine ehemalige Tänzerin, nickte und servierte weiter. Hanco aber ging. Er schüttelte zahlreiche Hände, wurde gefragt, ob er nicht spielen wollte, und konnte sich nur mühsam bis zu seinem Ziel vordrängeln, das sich in einer Ecke des Raumes und dem Flügel schräg gegenüber befand. Es war ein großer, runder Tisch.

Dort hockte zumeist die »Prominenz«. Stammgäste, die in der Szene einiges zu sagen hatten und auch entsprechende Beziehungen besaßen.

Rille war einer dieser Leute. Er produzierte und verkaufte. Seine Beziehungen zu den großen Plattenfirmen waren gut. Man sollte sich Rille nicht unbedingt zum Feind machen.

Auch an diesem Abend hielt er Hof. Hanco beobachtete ihn. Eingerahmt von zwei Mädchen ließ er es sich gutgehen. Die Puppen kamen bestimmt nicht aus der Szene. Sie waren angezogen wie die Schauspielerinnen der 50er Jahre. Enge Kleider und weite Ausschnitte. Der Stoff saß an einigen Stellen so eng wie eine zweite Haut.

Die Mädchen kannte Hanco nicht, die anderen Gäste am Tisch ja.

Sie alle erhofften sich etwas von Rille, der Hanco entdeckte und aufsprang. Er war ein Typ mit Gelhaaren, die glatt nach hinten gekämmt waren. Pechschwarz wie Kohlen. Als Kontrast dazu trug Rille immer helle Anzüge, auch an diesem Abend.

»Da bist du endlich. Komm her, Hanco, komm.«

Der Musiker drängte sich die letzten Meter vor und sah die interessierten Blicke der beiden Mädchen. Jemand schob ihm einen Stuhl zu. Hanco setzte sich Rille gegenüber.

Der beugte sich über den Tisch. Aus der Nähe sah man sein Alter.

Die 40 hatte er bereits erreicht. »Du, Hanco, das ist irre.«

»Was?«

»Deine Scheibe. Sie verkauft sich immer besser. Die Deutschen haben Blut geleckt. Sie wollen mehr.«

Hanco, der immer verträumt wirkende, strich mit beiden Händen sein langes, braunes Haar zurück. »Das ist nicht so einfach.«

Rille winkte ab. »Erzähl mir doch keine Märchen. Du mußt das irgendwie hinkriegen.«

»Es gibt nicht so viele alte Texte oder Melodien.«

Da lachte Rille laut. »Dann machen wir eben welche. Du und ich, wir bringen die Szene schon auf Trab. Ich habe das Gefühl, daß wir uns immer höher schleichen. Ich rieche schon die Goldene Schallplatte.«

Hanco lächelte. Er sagte nichts, denn er kannte Rilles Übertreibungen, der sich seinen Mädchen widmete und dabei noch eine Runde bestellte. Hanco bekam seinen Kaffee und den Obstler.

»Du bist ein Genießer, wie?«

»Ja.«

»Also, Junge, wir schaukeln das schon. Du mußt produzieren, glaube es mir. Immer am Ball bleiben. Die Strömungen sind günstig, die Trends stehen auf Sieg.«

»Mal sehen.«

»Kann er denn spielen?« fragte die Kleine mit den violett geschminkten Lippen, die neben Rille saß.

»Das ist ein Meister.«

»Dann spiel uns doch etwas vor.«

Und das genau wollte Hanco nicht. Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nicht in Form.«

»Wieso nicht?«

»Laß es.« Hanco trank seinen Kaffee, aber Rille hatte einmal Blut geleckt. Er wollte auch, daß Hanco einiges von seinem Können zum Besten gab.

»Mensch, du hast hier viele Fans. Die wollen alle hören, was du kannst. Ich würde sie an deiner Stelle nicht enttäuschen. Es kostet dich ja nur ein paar Minuten.« Er faßte nach Hancos schlanker Hand. »Mach keinen Ärger, los, spiel!«

Der Künstler schaute hoch. »Aber nur ein Lied.«

»Einverstanden. Und welches?«

Hanco überlegte. Es gab zahlreiche Lieblingslieder, die sich auf der LP befanden, da fiel ihm die Auswahl schwer. Auf dem knarrenden Stuhl mit der gebogenen Lehne ließ er sich zurücksinken und meinte: »Sag du es doch, was ich spielen soll.«

»Das Lied aus der anderen Welt.«

»Du meinst Memories?«

»Ja.«

»Ja, das gefällt mir.« Hanco erhob sich und schob seinen Stuhl zurück, damit er sich aus der Lücke zwischen Stuhl und Tisch klemmen konnte. Bis zum kleinen Bühnenpodest hatte er es nicht weit. Zahlreiche Augenpaare verfolgten ihn auf seinem Weg, wie er

die beiden breiten Stufen hochging und vor dem Flügel seinen Platz fand. In der Nähe stand ein Mikro. Hanco sprach hinein und hörte seine eigene Stimme aus den Lautsprechern dröhnen.

»Hallo Freunde, ich bitte einen Moment um Gehör.«

Er mußte den Satz noch zweimal wiederholen, bevor sich die Gesichter ihm zudrehten.

Einige Gäste klatschten schon und wurden schnell ruhig, als der Pianist die nächsten Worte sprach. »Es ist so, liebe Freunde, aus meiner LP möchte ich euch eine kleine Melodie vorspielen, die in dieser Stadt vor einigen Hundert Jahren geboren wurde, dann leider verschwand und jetzt wieder aufgetaucht ist. Eine Erinnerung, komponiert von einem großen Meister, der viele Ehren verdient hätte, aber noch wenig bekommen hat. Memories…«

Es gab Beifall. Danach kehrte Ruhe ein, so daß Hanco sich konzentrieren konnte. Er hatte den Deckel hochgeklappt. Die Klaviatur lag vor ihm. Schwarze und weiße Tasten, ein gewohntes Bild für ihn, und er hob beide Hände an.

Genau in diesem Augenblick mußte er wieder an die Warnung der Jüdin Judith denken. Die große Wolke, die angeblich über ihm lag und ihn zu erdrücken suchte.

Fast unwillig schüttelte der Künstler den Kopf. Auf keinen Fall wollte er sich so fertigmachen lassen, räusperte sich noch einmal die Kehle frei und begann zu spielen.

Seine Finger befanden sich im ständigen Training und waren geschmeidig genug, so daß er auch ohne Vorgymnastik spielen konnte.

Und er tat es.

Schon nach den ersten Klängen veränderte er sich. Sein Gesichtsausdruck wurde ein anderer. Er hörte die Klänge und hatte das Gefühl, Flügel zu bekommen. Wie selbstvergessen glitten seine Finger über die Tasten, berührten sie, streichelten sie, umschmeichelten auch und ließen so eine weiche Melodie erklingen.

Im Café wurde es so still, daß sogar die Geräusche von draußen durch die offene Tür drangen. Keiner trank mehr, niemand sprach, man lauschte den Klängen und war hingerissen. So wie auch der Pianist selbst, der sich von den Melodien wegtragen ließ und das Gefühl bekam, in eine andere Welt schauen zu können.

Er saß auf einer Insel. Die Menschen, die das Podest umstanden, sah er nicht mehr. Sie verschwammen zu einer konturlosen Masse, die aber sehr genau wußte, was sie hier präsentiert bekam, denn ein jeder war von den Klängen begeistert.

Auch Hanco.

Er fühlte sich über allem schwebend und glaubte, während er spielte, die Landschaft, von der die kleine Melodie erzählte, vor sich zu sehen.

Noch nie hatte er so gefühlt, und es kam ihm sehr seltsam vor, war ihm jedoch nicht unangenehm.

Bis er die Stimme hörte.

Von den Zuschauern hatte niemand gesprochen. Die Stimme war woanders hergekommen, aus einer Welt, die keine Grenzen kannte und auch das Bewußtsein eines Menschen durchdrang.

»Du spielst meine Melodie, Fremder…«

Hanco erwiderte nichts. Er hatte die Stimme eingeordnet in das Fach Täuschungen, aber sie ließ sich nicht abschütteln.

»Meine Komposition…«

Erst jetzt merkte Hanco, daß tatsächlich etwas nicht stimmte.

Automatisch bewegte er seine Finger, doch er war nicht mehr so dabei wie zu Beginn seiner Demonstration.

»Ich habe dir nicht die Erlaubnis gegeben, meine Melodie spielen zu dürfen. Du hättest mich fragen sollen.«

»Wer bist du denn?« Hanco wunderte sich nicht einmal darüber, daß er mit diesem Unbekannten Zwiesprache hielt. Er nahm es schon als erschreckend selbstverständlich hin.

»Kennst du mich nicht?«

»Nein.«

»Ich habe dieses Lied geschaffen. Ich bin Manfredo Cardinal.«

»Der Tote…« Diese Antwort rutschte Hanco flüsternd über die Lippen, und er merkte nicht einmal, daß er einen falschen Ton anschlug. So sehr hatte ihn der Geist des anderen eingelullt, und Hanco horchte weiter auf dessen Worte.

»Nur derjenige, der von mir die Erlaubnis bekam, darf meine Melodie spielen. Sie ist etwas Besonderes. So kostbar wie ein Schatz, aber das weiß nur ich.«

»Warum? Ich…«

»Nein, du darfst sie nicht spielen. Ich will es nicht. Hör sofort auf! Ich zeige den anderen, wie man sie spielt. Du darfst es nicht, Mensch. Du nicht…«

Aber Hanco spielte weiter. Das Licht fiel auf ihn und den Flügel.

Ein jeder konnte den Pianisten und dessen Instrument sehen und erkennen, mit welch einer Hingabe der Mann seine alte Melodie intonierte. Er schien mit den Noten und Klängen verwachsen zu sein, aber auf seinem Gesicht spielten sich keine Gefühle wieder. Es blieb unnatürlich starr, als wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders.

Deshalb war sein Spiel auch nicht so gut. Das fiel auch Rille auf, der den Kopf schüttelte.

»Was hat er nur? Das fing so gut an, und jetzt ist er irgendwie aus dem Rhythmus.«

Niemand gab ihm darauf eine Antwort. Nur einer hätte es ihm sagen können, aber der war zu sehr mit sich selbst und dem beschäftigt, was

er nur allein zu hören bekam.

Die Stimme lockte ihn. Sie hatte sich zu einem zischenden Flüstern gesteigert, so daß der Mann jedes einzelne Wort verstehen konnte, das gesprochen wurde.

»Du hast, ohne mich zu fragen, gespielt. Das kann ich nicht verzeihen. Du hast mich hergelockt aus einer tiefen, anderen Welt, und dafür wirst du büßen. Niemand spielt meine Komposition, ohne daß ich die Einwilli gung dazu gegeben hätte. Niemand…«

»Aber ich…« Mehr brachte Hanco nicht hervor. Seine Stimme versagte und wurde zu einem undeutlichen Flüstern. Schon längst hatte er gespürt, daß der andere stärker war als er. Hanco kam sich vor wie Wachs in den Händen des Unbekannten, der mit ihm machen konnte, was er wollte, und er hatte die Warnung sehr wohl verstanden, aber er hielt sich nicht daran. Noch eine Minute ungefähr mußte er durchhalten, dann war sein Spiel beendet. Nur sechzig Sekunden …

Das wollte Cardinal nicht.

Er, der Schöpfer des Musikstücks, der geniale Erfinder, der einen Blick hinter die Kulissen der Welt hatte werfen dürfen, überwand Zeit, Grenzen und Raum.

Er kam…

Nicht Hanco entdeckte ihn zuerst, sondern eines der beiden Mädchen, die Rille einrahmten. Die Kleine sprang so heftig auf, daß Rilles Kaffeetasse umfiel und der Rest der Brühe verschüttet wurde.

»Da ist was!« kreischte sie.

Rille, er hatte anfangen wollen zu toben, schluckte die Worte herunter und starrte auf das Klavier.

Dort befand sich tatsächlich etwas.

Er wollte es kaum glauben, strich über seine Stirn, die Augen und auch die Wangen, denn er sah ein grauenhaftes Geschöpf, das über dem Flügel schwebte.

Es war eine Hand, auf dessen Gelenk ein Kopf wuchs!

***

Rille wußte nicht, was er sagen sollte. Auch seine beiden Freundinnen gaben keinen Laut von sich. Sie waren entsetzt und starrten schweigend auf das Gebilde über dem Flügel.

Ein Kopf und eine Hand.

Beide waren miteinander verwachsen, und sie kamen den Mädchen vor, als bestünden sie aus Kunststoff oder Hartgummi. Aber der Mund schloß sich plötzlich, und da wurde ihnen klar, daß dieses Gebilde unter Umständen echt sein konnte.

Noch immer drang kein Laut über ihre Lippen. Sie saßen starr auf den Stühlen und starrten nur auf das Piano. Auch andere Gäste hatten

es gesehen, niemand aber reagierte. Man hielt es noch für einen Gag. Bis auf Rille.

Der Mann war geschockt. Er wußte, daß etwas nicht stimmte, denn er hatte zuvor gehört, daß einiges an diesem Stück nicht so gespielt worden war, wie es eigentlich hätte sein sollen.

Sehr langsam drückte er sich in die Höhe. Dabei stemmte er seine Hände auf die Tischplatte, wollte Hanco etwas zurufen, als es geschah.

Die Klaue packte zu!

***

Hanco spielte, kam in das Finale hinein, wollte es durchspielen und sah das Gebilde dicht vor sich. Das bleiche Gesicht mit dem violetten Schimmer fiel ihm besonders auf, der kalte Ausdruck in den Augen ebenfalls, und er hörte auch wieder die flüsternde Stimme, die nur er verstehen konnte.

»Jetzt wirst du es büßen!«

Und sie griff zu.

Ein blitzschneller Stoß nach vorn. Plötzlich waren die Finger da, und der Pianist spürte sie zunächst nur als sanfte Berührung an der Kehle, bevor sie zudrückten.

Und das war grausam.

Schlagartig wurde ihm die Luft abgeschnitten. Der Druck dieser unheimlichen Hand mit dem Schädel auf dem Gelenk verlagerte sich zudem und preßte ihn nach hinten.

Er fiel von seinem Drehhocker.

Als er mit dem Rücken auf das Podest schlug, hielten die Finger noch immer fest, und Hanco konnte direkt in das schreckliche Gesicht der Gestalt schauen.

Und der Würger sprach.

Er redete zischend, nur für Hanco hörbar. »Ich habe es dir gesagt. Du hast nicht gehört. Ich, Manfredo Cardinal, bin nicht tot, obwohl ich damals starb. Niemand konnte wissen, wer ich bin. Man wollte meine Musik nicht, jetzt will ich nicht, daß sie gespielt wird…«

Hanco hörte, aber er verstand nicht. Er konnte auch nicht reden.

Der Griff war einfach zu fest und würgend, so daß er nur erstickt klingende Laute hervorbringen konnte.

Hinzu kam die schreckliche Angst, die aber von anderen Geräuschen übertönt wurde.

Das Café wurde zu einer Hölle. Plötzlich hatten alle gesehen, was vorgefallen war. Keinen hielt es mehr auf seinem Platz. Stühle kippten, Tische ebenfalls.

Jemand schrie laut. »Mord, Mord! Hier wird einer umgebracht!«

Aber es war auch keiner da, der sich traute, Hanco zu Hilfe zu kommen. Plötzlich besaß er keinen Freund mehr, während er

rücklings auf dem Podest lag und verzweifelt um sein Leben kämpfte.

Er strampelte mit den Beinen, trat den kleinen Drehhocker um, riß seine Arme hoch, und es gelang ihm auch, die Hände in das Haar des Kopfes zu krallen.

Er zerrte daran. Der Kopf wurde zurückgedrückt, aber die Hand blieb an seiner Kehle. Deren Fingerspitzen glichen schon kleinen Saugnäpfen, die eine Beute nie loslassen wollten.

Der Musiker und Komponist erlebte das Grauen und dazu eine fürchterliche Rache.

Die Gäste aber flohen.

Sie jagten nicht nur durch die Tür, auch durch Fenster stiegen sie, und auf der Straße fielen sie übereinander. Jeder erwartete noch eine Steigerung, besonders Mutige schauten wieder zurück in das Chaos und sahen den um sein Leben kämpfenden Pianisten wie auf einer lichtüberfluteten Schaubühne liegend.

Und doch gab es eine, die wieder zurückging.

Eine Frau, grau das Haar, irgendwie alterslos erscheinend, schaffte es, sich durch den Eingang zu drängen. Leicht hatte sie es nicht, die kleine Bühne zu erreichen, denn sie mußte über die umgefallenen Tische und Stühle steigen, auch zwischen den zerbrochenen Gläsern hergeben und wäre fast über Kaffeelachen ausgerutscht.

Sie lief weiter, erreichte die Bühne und stieg sie hoch.

Dort kämpfte Hanco noch immer. Doch die Schatten des Todes waren bereits über ihn gefallen. Er schaffte es nicht mehr, seine Arme zu heben, so kraftlos war er.

Doch die Augen standen offen.

Und er sah das letzte Bild in seinem Leben, bevor der Tod endgültig zuschlug.

Es war Judith, die neben ihm stand und auf ihn herabschaute.

Die Schatten des Todes, dachte er, die Schatten des Todes. Sie sind stärker.

Und sie waren es.

Hanco, der hoffnungsvolle Newcomer am Klavier, starb.

Judith ging. Sie verschwand ebenso wie die Hand mit dem Kopf auf dem Gelenk…

***

In der Nacht hatte ich nichts mehr geschafft. Bill und ich waren auch sehr schnell gegangen. Irgendwie war die Stimmung futsch gewesen. Als wir beide in Taxen stiegen und in verschiedene Richtungen davonfuhren, meinte der Reporter: »Mit dir kann man nicht mehr richtig feiern.« Ein etwas wehmütiges Lächeln umspielte seine Lippen. »Ich glaube, John, die alten Zeiten sind endgültig vorbei. Der Job frißt uns.« Er schlug mir auf die Schulter. »Du hörst von mir.«

Dann stieg er ein.
Auch ich nahm in dem Wagen Platz und strich über mein Gesicht.
Die Schallplatte hatte ich neben mir auf den Sitz gelegt und das Ziel der Fahrt bekanntgegeben. Dann gab ich mich meinen Gedanken hin.
Der Fahrer hatte wohl selten einen so schweigsamen Reisenden gehabt wie ich, denn auf der Fahrt zu meiner Wohnung schenkte ich mir jedes Gespräch. Meine Gedanken drehten sich um Aibon, die Melodie und natürlich den roten Ryan.
Er hatte die Melodie zuerst gespielt. Vielleicht war sie auch von ihm erfunden worden, wer konnte das schon sagen? Der rote Ryan gehörte zu den lebendigen Rätseln dieses geheimnisvollen Landes, das von einer alten Druidenmagie beherrscht wurde. Ich hatte einen winzigen Teil davon kennengelernt und wußte auch von den Verbindungen, die es zwischen Aibon, dem Dunklen Gral und sogar Atlantis gab, wenn ich die Flammenden Steine hinzuzählte.
Durch ihre Magie war es dem Magier Myxin gelungen, eine Verbindung zwischen Aibon und unserer Welt herzustellen.
Das alles waren Probleme, für die ich keine Lösung wußte. Erst in der Zukunft würde ich sicherlich mehr Aufklärung darüber finden.
Zunächst einmal wollte ich mich um naheliegende Probleme kümmern.
In den folgenden Stunden fand ich wenig Schlaf und sehnte praktisch den Morgen herbei.
Es war Samstag, auch in Wien hatte man Wochenende. Dennoch mußte es auch beim Sicherheitsbüro Beamte geben, die Wochenenddienst hatten. Aus diesem Grunde rief ich die österreichischen Kollegen an.
Ich wurde ein paarmal hin und her verbunden, bis ich einen Kommissar Baric an den Apparat bekam. Die Stimme des Mannes klang gehetzt und unwillig. Eben grantig, ein Markenzeichen der Wiener.
Ich entschuldigte mich für die Störung, und der Kommissar wurde ein wenig freundlicher. »Eigentlich haben Sie nichts mit der Sache zu tun«, fuhr ich fort, »aber ich möchte Sie um einen Gefallen bitten oder um eine Auskunft.«
»Ja, bitte.«
»Es geht um einen Musiker namens Hanco. Ich wollte Sie fragen, ob er Ihnen bereits aufgefallen ist, ob er Kontakt zu irgendwelchen…«
Das harte Lachen des Kommissars unterbrach mich. »Nein, er kann uns nicht mehr auffallen, werter Kollege.«
»Wieso nicht?«
»Hanco ist tot.«
»Was?« Ohne daß es mir bewußt wurde, umklammerte ich den Hörer fester. »Wie konnte das passieren?«

»Man hat ihn in der vergangenen Nacht ermordet.«
Diese Tatsache haute mich fast vom Sessel. Ich wußte im Moment nicht, was ich dazu noch sagen sollte, dafür hörte ich die Stimme des österreichischen Kollegen.
»Jetzt sind sie platt, wie?«
»Ja. Wie ist es passiert?«
»In einem Kaffee.«
»Haben Sie schon eine Spur?«
Er lachte wieder bissig. »Nein. Es gibt zwar einen Mörder, aber es gibt doch keinen.«
»Wie soll ich denn das verstehen?«
»Ganz einfach. Die würgende Hand kam aus dem Nichts. Das jedenfalls haben alle Zeugen übereinstimmend berichtet. Es war eine abgeschnittene Hand, auf deren Gelenk noch ein Kopf saß. Reizend, nicht?«
»Finde ich nicht.«
»Na ja, sonst noch etwas?«
Ich hatte mich während der letzten Sekunden entschlossen, die Initiative zu ergreifen. »Natürlich, Kollege, ich komme selbst nach Wien. Die nächste Maschine werde ich nehmen.«
Da war Baric platt. »Das ist doch nicht wahr.«
»Doch, ich werde kommen.«
Er fing sich schnell wieder. »Allein oder…«
»Wahrscheinlich bringe ich einen Mitarbeiter mit. Lassen Sie es sich gesagt sein, Kollege, hinter diesem Mord steckt mehr, als Sie vielleicht annehmen.«
»Dazu müßte man den Killer haben.«
»Dabei möchte ich Sie unterstützen.«
»Dann bis später.« Seine Stimme hatte zum Abschied nicht gerade freundlich geklungen.
Ich konnte ihn verstehen. Auch mir wäre es komisch vorgekommen, wenn mich ein unbekannter Kollege aus dem Ausland angerufen hätte, um in London Nachforschungen bei einem Verbrechen zu betreiben, das an sich nur uns anging.
Aber ich würde besser zurechtkommen. Daß ich so dachte, war keine Überheblichkeit, sondern die Summe zahlreicher Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gesammelt hatte. Da war das Grauen zu Hause, da hatte sich der Schrecken manifestiert, und manches Mal verließen diese Kräfte ihre Welten, um in unsere zu gelangen.
Ich ging rüber zu Suko. Es war Samstag, relativ früh, und ich mußte eigentlich damit rechnen, daß Shao und Suko, meine Freunde, noch in den Betten lagen.
Auf mein Klingeln wurde schnell geöffnet. Suko, schon fertig angezogen und vom Kaffeeduft umweht, begrüßte mich. »Gäste am

Morgen, Kummer und Sorgen«, sagte er. »Komm rein.«
In der Diele blieb ich stehen. »Damit kannst du recht haben.«
»Mit dem Kummer?«
»Ja.«
»Komm mit.«
Shao begrüßte mich aus der Küche laut rufend. Sie legte ein drittes Gedeck auf, denn die beiden wollten frühstücken. Suko trank Tee, Shao und ich hielten uns an Kaffee.
»Dich treibt doch nicht der Hunger her«, sagte Shao, deren Haare noch feucht vom Duschen waren. Sie hielt die dunkle Flut mit einem roten Stirnband zusammen.
»Nein, ein Fall.«
»Und?«
Während ich Konfitüre auf ein Hörnchen strich, begann ich mit meinem Bericht. Die beiden hörten mir sehr genau zu und waren erst erstaunt, als ich mit dem letzten Teil des Berichts begann und von dem Mord an Hanco erzählte.
»Getötet hat man ihn!« flüsterte Suko. Er runzelte die Stirn. »Dies läßt darauf schließen, daß es sich um mehr handelt, als du bisher angenommen hast.«
»Genau.«
»Und du meinst, daß Aibon dahintersteckt?« wollte Shao wissen.
»Zumindest ein Geheimnis, das sich um Aibon dreht. Anders kann man es nicht sehen.«
Suko gab mir durch sein Nicken recht. »Dann bleibt uns nichts anders übrig, als nach Wien zu fahren.«
»Ja.«
»Willst du denn mit?«
Suko hob die Schultern und schaute seine Partnerin an. »Es ist mein Job, Shao.«
»Aber nicht dein Fall.«
»Soll ich die Tickets jetzt bestellen?«
Eine Antwort bekam ich nicht, denn das Telefon meldete sich.
Suko drückte sich nach hinten und griff zum Hörer. Fast wäre noch der Stuhl gekippt.
»Ach, du bist es, Bill. Ja, John ist hier. Warte, ich gebe ihn dir mal.« Ich bekam den Hörer gereicht.
»Hallo, alter Junge. Hast du etwas Neues erfahren, und wie war deine Nacht?«
»Nicht besonders. Aber das will ich dahingestellt sein lassen. Ich habe schon mit Wien telefoniert.«
»Und?«
»Es gibt keinen Hanco mehr, er ist tot.«
Bill pfiff leise durch die Zähne. »Das ist doch ein Zufall – oder?«

Das fragend ausgesprochene letzte Wort ließ keinen Zweifel daran, daß Bill nicht so recht an einen Zufall glauben wollte, auch wenn er davon gesprochen hatte.

»Nein, Bill. Dahinter stecken System und Routine. Oder eine schwarzmagische Kraft meinetwegen.«

»Hast du erfahren, wie er umgekommen ist?«

»Ja, durch eine würgende Hand, die aus dem Nichts gekommen ist. Und auf dem Gelenk saß noch ein Kopf. Also ein Horror-Gebilde, eine Mutation, wie sie furchtbarer nicht sein kann.«

»Hast du eine Erklärung?«

»Nein.«

»Da war doch mal die Bluthand aus dem Jenseits«, erinnerte mich Bill an einen Fall.

»Schon, doch ich glaube, daß dies zwei verschiedene Paar Schuhe sind, obwohl beides auf Aibon hinweist.«

»Du willst auf jeden Fall nach Wien?«

»Ja.«

»Soll ich mitfliegen?«

»Ich nehme Suko mit.«

»Allerdings hätte ich Zeit«, startete Bill noch einen Versuch, aber ich blieb hart. Aibon war eine gefährliche Sache, die man nicht unterschätzen wollte. Und Suko hatte auch seine Erfahrungen mit diesem geheimnisvollen Land gesammelt.

»Dann grüßt mir wenigstens die süßen und reizenden Frauen im schönen Wien.«

Ich lachte zum Abschied. »Bill, wir sind nicht in einer Operette, sondern in einem verdammt heißen Fall.«

»Noch eine Frage, John. Heißt der ermittelnde Kommissar zufällig Kottan?«

»Leider nicht. Und auch nicht Marek.«

»Schade.«

Wir legten auf. Suko hatte sein Frühstück beendet und tupfte sich die Lippen ab. »Willst du die Tickets jetzt bestellen?«

»Ja.«

»Und Sir James?«

»Den wollen wir damit in Ruhe lassen.« Ich schaute auf meine Uhr. »Wenn wir Glück haben, können wir noch im Sacher Kaffee trinken.«

Suko war nicht meiner Ansicht. »Glaube kaum, daß wir dazu kommen werden, mein Lieber.«

Das befürchtete ich allerdings auch…

***

Wien empfing Suko und mich so, als wären wir die zahlungskräftigsten Touristen der Welt. Die Riesenstadt an der Donau

wurde vom herbstlichen Sonnenschein gebadet, und bereits die Menschen am Flughafen kamen mir freundlicher vor.

Natürlich fielen unsere Waffen bei der Kontrolle auf, und wir wurden in einen separaten Raum geführt. Dort telefonierte ich mit Kommissar Baric, der den Kollegen vom Zoll sein Okay gab.

Außerdem wußte er jetzt, wer ich war, denn nicht zum erstenmal hatte ich meine Spuren in Wien hinterlassen.

Man wünschte uns einen angenehmen Aufenthalt und ließ uns in ein Taxi steigen.

Über eine gut ausgebaute Autobahn ging es in Richtung Innenstadt, wo wir zunächst einmal den Kommissar vom Wiener Sicherheitsbüro besuchten. Ich hatte kaum einen Blick für die alten, historisch wertvollen Gebäude, meine Gedanken drehten sich um den Mord und um Aibon.

Baric wartete bereits im Mantel auf uns. Er war ein kleiner Mensch mit einem runden Kopf, einer ungesunden, gelblichen Gesichtsfarbe und scharfen, wachen Augen.

»Ihr jagt's Geister, net?« sagte er in seinem breiten, wienerischen Dialekt.

»Ja.«

»Dann seid ihr hier vielleicht richtig. Ich wollte gerade weg. Ihr könnt mit.«

»Und wohin?«

»Ins Schauhaus.«

»Gut.«

Baric sagte seiner Sekretärin Bescheid, die auf einer alten Maschine hämmerte. Auf dem Weg zum Wagen beschwerte sich der Kommissar ununterbrochen. Sein Wochenende war durch diesen Mord aus den Fugen gehoben worden, und das ärgerte ihn maßlos.

»Da wühlt und schafft man die Woche über wie verrückt, und dann kommt so etwas. Ein Mord, der Irrsinn ist.«

»Das kann man von jedem Mord sagen.«

»Ja, aber wie die Tat verübt wurde, ist unglaublich.« Er schlug gegen seine Stirn, als wollte er es noch immer nicht glauben. »Keine Spuren, ein Killer aus dem Nichts.«

Wir warteten, bis Baric seinen Dienstwagen aufgeschlossen hatte, einen älteren Opel Rekord.

»Fällt auch keine Tür ab?« fragte ich grinsend.

»Ich bin doch net der Kottan!« antwortete er grantig und fluchte wenig später, weil sein Opel fast zugeparkt worden war. »Die sollte man verprügeln, die Typen!«

»Diese Typen sind Ihre Kollegen.«

»Was macht's schon…«

Ein Nachmittag in Wien. Für einen Fußgänger kann es, wenn er sich

nicht an den Abgasen stört, zu einem Vergnügen werden. Für einen Autofahrer ist es die Vorstufe zur Hölle. Man quält sich nur meterweise voran. Und dazu noch die Ampeln. Jedenfalls war es kein Vergnügen, und es dauerte bestimmt dreimal so lange wie normal, bis wir unser Ziel erreicht hatten.

Das Schauhaus war ebenfalls in einem alten Bau untergebracht worden. Die Kühle der Mauern strömte nach innen, wir fröstelten nach dem warmen Sonnenschein draußen, und ein Portier begrüßte uns mit mehreren Bücklingen.

»Wir wollen noch mal diesen Hanco sehen«, sagte Baric.

»Soll ich mitgehen?«

»Nein, wir finden den Weg allein.«

Den Aufzug ließen wir links liegen und schritten die Treppe hinab, einem Gewölbe entgegen, in dem der Tod herrschte.

»Kein schöner Ort, nicht?« fragte Baric.

»Leider ist der auch in London nicht besser«, gab ich zur Antwort.

»Ja, ich war mal da.«

»Im Leichenhaus?« fragte Suko.

»Nein, in London. Hat mir gut gefallen. Und über Sie weiß ich auch Bescheid. Sie haben auch in Wien Ihre Spuren hinterlassen.«

»Hoffentlich nur gute.«

»Natürlich.«

Durch eine große Tür kamen wir in einen Vorraum, in dem zwei Männer in grauen Kitteln saßen, Brote aßen und Kaffee tranken. Die Nähe der Leichen machte ihnen nichts aus. Sie waren daran gewöhnt. Wir wurden begrüßt, und Baric ließ die Männer sitzen. Den Weg kannte er allein.

Der Raum, in dem die Leichen untergebracht waren, unterschied sich kaum von dem in London. Er war groß und wirkte kahl. An der Decke brannten mehrere Leuchtstofflampen. Sie erhellten jeden Winkel schattenlos. Auch die langen Schubfächer waren vorhanden.

Baric ging zielstrebig auf das zu, was der Tür gegenüberlag und mit einem roten Punkt gekennzeichnet war. »Das Zeichen bedeutet, daß die Todesursache noch nicht feststeht«, erklärte er.

»Der ist doch erwürgt worden«, meinte Suko.

»Das schon, aber die Sache mit dem Täter kann ich noch immer nicht glauben.« Baric hatte bereits den Griff umfaßt, zog daran, und die Lade rollte ihm entgegen.

Wir schauten zu dritt hin, sahen das Tuch und die Umrisse der Leiche darunter. Aus der Kühlbox drangen feine Kältenebel, die sich schnell verteilten.

»Na denn«, sagte Baric und hob das Tuch an. Im nächsten Augenblick ließ er es los, so daß es zu Boden flatterte. Der Kommissar wurde grün im Gesicht, während er einen Schritt zurückging.

Der Leiche fehlten der Kopf und die rechte Hand.

***

Auch ich mußte hart schlucken. Baric hatte sich abgewandt und starrte zu Boden.

Suko schaute mich an, ich ihn.

»Was sagst du dazu?« fragte der Chinese.

»Noch nichts. Verdammt, wie ist das möglich?«

»Jemand muß ihm die beiden Dinge glatt abgetrennt haben. Das deutet auf einen Schwertstreich hin oder so.«

Ich widersprach nicht, hatte mich endlich überwunden und schaute mir die Leiche genauer an. Und ich entdeckte auch etwas.

Druckstellen in der Nähe der Schnitte. Dafür hatte ich keine Erklärung.

Suko hob das Tuch auf. »Genug gesehen?« fragte er mich.

»Ja.«

Er deckte die Leiche wieder ab. Erst jetzt wurde auch Kommissar Baric wieder munter. Noch immer langsam drehte er sich um, schaute auf die verdeckte Leiche und bekam eine Gänsehaut. In seine Augen stahl sich dabei ein ängstlicher Ausdruck, der auch einen fragenden Charakter besaß.

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Kommissar, aber eine Erklärung weiß ich auch nicht.«

Baric hatte seine Fassung noch nicht zurückbekommen. »Er war aber tot, und da hat man ihn noch einmal gekillt. Ich verstehe das nicht. Es ist grausam…«

Wir widersprachen nicht, sahen, wie er schluckte, und ich überlegte bereits, wo wir den Hebel ansetzen konnten. »Wir müssen mehr über ihn erfahren, Herr Baric. Ich will wissen, was er gespielt hat, als er getötet wurde…«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Die Melodie hat sich fremd angehört. Wie aus einer anderen Zeit.«

»Haben Sie sie behalten?«

»Nein, ich… ich …« Er wußte nicht, was er sagen sollte, so durcheinander war er. Mit einem Tuch wischte er den Schweiß von seiner Stirn. Trotz der Kühle hatte er sich gebildet.

Es war zwar nicht der richtige Ort, um Lieder zu intonieren, dennoch versuchte ich es und pfiff die Melodie, die ich in London gehört hatte und die von einem Österreicher komponiert worden war. Baric und Suko hörten zu.

»War das die Musik?« fragte ich.

»Ich kann es Ihnen nicht bestätigen.« Der Kommissar wirkte richtiggehend unglücklich.

Auf ihn konnten wir uns also nicht verlassen. Wenn wir einen Erfolg

erzielen wollten, mußten wir den Weg dieses Liedes oder dieser Melodie zurückverfolgen. Das genau war die Spur. Eine andere gab es für uns nicht. Bevor ich den Kommissar darauf hinweisen konnte, faßte er mich an und hob die freie Hand. Er deutete zur Decke.

»Verdammt, was ist das schon wieder?«

Auch Suko und ich blickten hoch. Wir sahen das grüne Flirren, das wie ein an den Rändern zerplatzender Ball über uns schwebte, und im nächsten Augenblick kristallisierte sich etwas hervor.

Es war eine Hand, und auf ihr saß ein Kopf!

***

Baric stöhnte auf. »Das ist er. Das ist der Kopf des Toten. Das ist auch seine Hand…«

Ich hatte ihn ebenfalls erkannt, denn ich kannte das Gesicht des Toten von der Plattenhülle.

Suko zog schon seine Beretta. Auch die Dämonenpeitsche wollte er in die Hand nehmen, aber ich winkte ab. »Nein, noch nicht. Wir müssen schauen, was er will.«

»Aber nicht zu lange.«

»Klar.«

Baric wurde von mir zurückgedrängt. Nahe der Tür blieb er stehen und schaute zu.

Auch ich hatte meine Augen auf dieses furchtbare Gebilde gerichtet. Der Kopf des Pianisten war echt, wenn auch verkleinert, damit er auf das Handgelenk paßte. Und dort saß er wie festgeklebt. Dabei war das Gesicht nicht tot, obwohl der Mund offenstand. Die Augenwimpern zuckten, auch die Wangen, und die halblangen, dunkelbraunen Haarsträhnen wehten zitternd, als würden sie gegen den Wind gehalten.

Am schlimmsten kam mir die Hand vor.

Abgeschnitten und doch wieder fest verwachsen mit dem Schädel. Lange, geschmeidige Finger, die nicht ruhig sein konnten und sich bewegten wie Spinnenbeine. Wir wußten noch nicht, was diese gräßliche Mutation vorhatte, freundlich war sie uns sicherlich nicht gesonnen.

Und sie bewegte sich.

Zunächst langsam und kreisend. Dabei blieb sie fast auf dem Fleck, bis dieses Gebilde plötzlich startete und genau Kurs auf mich nahm. Ich sollte das Würgeopfer sein.

Mit einem Sprung brachte ich Distanz zwischen uns, während ich noch in der Bewegung mein Kreuz hervorholte. Das tat ich aus einem bestimmten Grund, und als die Hand in meiner Reichweite war, drückte ich das Kreuz vor.

Es war ein Risiko, Baric und Suko beobachteten mich. Der Inspektor

mit gezogenen Waffen. Auch er schaute zu, wie die Hand stoppte und sich urplötzlich verfärbte.

Sie strahlte grünbleich auf.

Nicht allein sie. Auch mein Kreuz übernahm diese Farbe, und dies wiederum bewies mir, mit welch einer Magie ich es letztendlich hier zu tun bekommen hatte.

Aibon!

Aber Aibon von seiner schwarzmagischen Seite, denn diese immense Druidenkraft verschonte auch mein Kreuz nicht. Sie ging praktisch auf den Talisman über und drückte ihm ihr Siegel, das grüne Leuchten, auf.

Die Partie stand unentschieden!

Bis zu dem Augenblick, als mein Kreuz noch stärker aufleuchtete und sich Schädel und Hand so schnell zurückzogen, wie sie auch erschienen waren. Sie jagten weg, es sah aus, als würden sie gegen die Decke stoßen, aber kurz zuvor lösten sie sich auf.

Der Spuk war vorbei.

Noch nicht ganz. Unseren Irrtum bemerkten wir sehr schnell, als plötzlich ein Feuer aufpuffte.

Es war das Tuch, das über der Leiche lag. Es brannte lichterloh.

Die Flammen besaßen zwar einen roten Schein, aber ihr Kern leuchtete in dem giftigen Aibon-Grün. Nicht nur das Tuch wurde zerstört, auch die Leiche, die unter ihm lag.

Wir wollten etwas retten, kamen aber zu spät. Als wir an die Bahre traten und die Rauchwolken mit den Händen zur Seite wedelten, schauten wir auf den verbrannten Körper, von dem nur mehr grüne Asche zurückgeblieben war. Mehr nicht…

Baric schüttelte den Kopf. Zweimal mußte er sich räuspern, bevor er etwas sagen konnte. »Was, zum Teufel, haben Sie uns nur nach Wien gebracht?« fragte er rauh. »Was?«

»Wir?« Ich lachte leise. »Nein, der Ursprung liegt bei Ihnen. Nur bei Ihnen.«

»Aber…«

Mit einer entschlossenen Bewegung schob Suko die Lade wieder zu. »Ich glaube, wir werden uns einmal woanders umsehen. Hier jedenfalls haben wir nichts mehr verloren.«

Baric schielte zur Decke und dann auf mein Kreuz. »Aber was ist mit dem Gebilde, dieser Kopfhand?«

»Sie wird wiederkommen.«

»Und dann?«

»Werden wir bestimmt anders reagieren, mein Lieber.«

Er fragte mich nicht nach dem Wie. Ich hätte ihm sowieso keine konkrete Antwort geben können. Jedenfalls war der Kommissar froh, den Raum wieder verlassen zu können.

Die beiden Männer in den grauen Kitteln aßen nicht mehr. Sie schauten uns nur an und wunderten sich über das bleiche Gesicht des Kommissars, sagten aber nichts.

Nur der Kommissar meinte: »Die Lade, in der dieser Hanco liegt, bleibt bis auf Widerruf geschlossen.«

»Wie Sie wünschen, Herr Kommissar.«

So sauber die Luft in einem Schauhaus auch sein mochte, wir waren dennoch froh, wieder normal durchatmen zu können, auch wenn wir dabei die stinkenden Abgase ertragen mußten.

Baric holte eine Blechschachtel aus der Manteltasche und entnahm ihr ein Zigarillo. Allmählich bekam das Gesicht des Kommissars auch wieder die normale Farbe zurück.

Ich starrte auf den vorbeirauschenden Verkehr und war mit meinen Gedanken ganz woanders. Welche Verbindung hatte es nur zwischen Aibon, der Melodie und Hanco gegeben?

Wenn wir das herausfanden, hatten wir auch den Fall gelöst. Ich drehte mich um und sah Sukos grinsendes Gesicht. »Soeben hatte ich dich ansprechen wollen, John.«

»Wieso?«

»Sollen wir uns jetzt um die Plattenfirma kümmern?«

»Ja.«

»Wie meinen Sie das denn?« fragte Baric.

Ich erklärte ihm, daß wir von einer bestimmten Theorie ausgingen. »Der Knackpunkt ist und bleibt die Melodie oder die LP. Ganz wie Sie wollen. Hier müssen wir den Hebel ansetzen. Ich würde gern mit dem Produzenten reden und all den Leuten, die mit der Aufnahme und Herstellung der Scheibe unmittelbar zu tun hatten. Geht das?«

»Im Prinzip schon«, erwiderte der Kommissar orakelhaft. »Aber wir haben Samstag, Wochenende. Da weiß ich nicht, ob ich einen der Leute zu fassen bekomme.«

»Versuchen Sie es.«

»Und welche Firma ist das?«

Ich hatte mir den Namen aufgeschrieben. Obwohl aus Österreich stammend, hatten sich die Leute einen englischen Namen gegeben.

»Vienna Production.«

Baric stieg in seinen Opel. »Ich werde schauen, was sich machen läßt«, sagte er, den Kopf dabei aus dem offenen Fenster gestreckt.

Dann griff er zum Telefonhörer.

***

Vienna Production fanden wir erst nach einigem Suchen in einer Gasse des zweiten Bezirks.

Durch eine Einfahrt mußten wir fahren und erreichten das Produktionsbüro über ein großes Hofgeviert, das uns praktisch in eine

andere Welt führte. Wien ist ja auch für seine Hinterhöfe bekannt, die, großzügig angelegt, von hohen Häuserfronten umschlossen werden. Manchmal wohnten in solch großen Blocks 1000 Menschen, und der Hof, der vor uns lag, konnte sich in seiner Größe mit einem Fußballfeld vergleichen lassen. Eine riesige, grüne Insel, deren dichter Rasen wie ein Teppich wirkte. In der Mitte der Insel wuchsen zwei hohe Linden mit gewaltigen Kronen.

Mir gefiel das Bild, und ich sah auch die zahlreichen weiß gestrichenen Bänke am Rand der Grünfläche. Einen Parkplatz fanden wir ebenfalls, sahen die Balkone an den Rückseiten der Häuser und die zahlreichen Menschen auf ihnen.

Jeder wollte noch einen »Schluck« Sonne tanken, bevor das schlechte Herbstwetter begann.

Dämonische Aktivitäten konnten wir nicht feststellen, und ich hoffte auch, daß wir von ihnen in Ruhe gelassen wurden.

Vienna Production war nicht zu übersehen. Wenigstens nicht das Schild, auf dessen dunkler Unterlage die hellen Buchstaben leuchteten. Ein geschickter Pfeil zeigte mit seiner Spitze auf einen Eingang hin, der in einer Nische lag und von einer schmalen Tür begrenzt wurde.

Hintereinander betraten wir die Nische. Die Tür war nicht verschlossen. Das nächste Hinweisschild entdeckten wir im düster gekachelten Flur, blieben im Erdgeschoß und mußten in Richtung der Kellertreppe gehen, denn über sie erreichten wir das Studio. Es war nicht der normale Keller, sondern eine Art Souterrain, das wir vom Hof aus nicht gesehen hatten.

Wir entdeckten eine Schwelle.

Der Kommissar klingelte. Er hatte sich zuvor erkundigt, ob jemand da war. Das Glück war uns hold gewesen. Der Produzent, ein Mann namens Rille, befand sich tatsächlich im Studio.

Nur öffnete er nicht, auch nicht nach dem zweiten Schellen.

Mir gefiel das überhaupt nicht. Suko noch weniger. Er drückte gegen die Tür, die vor unseren Augen nach innen schwang.

Wir betraten den Flur. Seine Innenwände waren mit Platten aus grüngrauem Kunststoff bedeckt, wahrscheinlich schallschluckend.

Unter unseren Füßen befand sich ein weicher Boden, und die Lampen an der Decke gaben ihr mattes Licht ab.

Mehrere Türen standen zur Auswahl. Uns interessierte nur die mit der Aufschrift STUDIO.

Ich öffnete als erster. Mein Gesicht war kantig geworden. Ich spürte, daß hier nicht alles so war, wie es eigentlich sein sollte, trotzdem trat ich über die Schwelle.

Auf den ersten Blick gab es nichts Auffälliges zu sehen. Wir schauten in einen durch eine dicke Glasscheibe geteilten Raum. In dem vorderen befand sich ein breites Mischpult mit allen technischen

Schikanen. Hinter der Glasscheibe standen ein Flügel und mehrere Stühle. Zahlreiche Mikros warteten auf ihren Einsatz.

Der Kommissar ärgerte sich. »Dabei hat mir dieser Franz Rille versprochen, so lange zu warten, bis wir hier sind. Und wo steckte er jetzt?«

Wir bekamen eine Antwort. Rechts von uns hörten wir ein schluchzendes Geräusch, drehten uns um und sahen die kleine, abgeteilte Nische, in der zwei Stühle standen.

Auf dem einen hing Franz Rille.

In der Tat hing er schräg auf der Sitzfläche und hatte die Beine ausgestreckt. Das Gesicht war blaß, fast totenbleich, die Augen weit geöffnet, der Atem drang pfeifend über die Lippen, und auf seiner Stirn lag ein matter Schweißfilm.

»Der hat was hinter sich!« flüsterte Suko.

Baric nickte, und ich ging auf den Mann im weißen Anzug zu.

Rilles Haar war zerzaust, als hätten zahlreiche Finger in ihm herumgewühlt. Das eingeschmierte Gel glänzte wie Butter, und Rille hob erst den Kopf, als ich ihn mit seinem Namen ansprach.

Während seiner Antwort winkte er mit matten Handbewegungen ab. »Hier wird nichts mehr produziert. Nie mehr wird hier was gemacht! Habt ihr gehört? Geht nach Hause, verdammt!«

»Wir wollen auch nicht produzieren, Herr Rille. Wir hatten Sie nur angerufen.«

»Seid ihr die Bullen?«

»Ja.«

»Scheiße«, erwiderte er in seinem breiten Wienerisch. »Auch Bullen können hier nichts machen. Fahrt's heim…«

Baric drückte mich zur Seite. »Jetzt reißen Sie sich mal zusammen, verdammt. Was ist hier los gewesen?« Um die Bedeutung seiner Worte zu unterstreichen, zog er den wesentlich größeren Franz Rille von dessen Stuhl in die Höhe.

Der Mann grinste nur dümmlich.

Baric fühlte sich provoziert. »Was ist los?«

»Alles ist vorbei.«

»Reden Sie!«

»Ich will einen Whisky.«

»Den bekommen Sie nachher.«

»Nein, jetzt.«

Wir fanden tatsächlich eine noch halbvolle Flasche. Sie hatte neben dem Mischpult gestanden. Rille nahm die Flasche, setzte die Öffnung an die Lippen und goß sich den Whisky in den Hals, als wäre er Mineralwasser. Baric nahm sie ihm aus der Hand, hörte sich das satte Rülpsen an und stellte abermals seine Fragen.

»Ja, ja, Herr Kommissar, alles klar, Herr Kommissar.«

»Wolln’s mich verarschen?«
»Nein. Aber ich habe ihn gesehen.«
»Wen.«
»Den Hanco.«
»Der ist tot«, sagte Baric.
Da begann Rille zu lachen. Es hörte sich schrill an. »Tot, tot. Ja, ich habe zugesehen, wie er starb. Im Café, aber er kam zurück. Er ist nicht wirklich tot. Seine Hand und sein Kopf leben noch. Sie haben mich besucht. Das sind Geister. Sie kamen, und sie…« Er brach ab.
Baric drehte sich zu mir hin und hob seine Schultern. »Was sollen wir mit ihm machen?«
»Lassen Sie mich mal.«
»Bitte schön.«
Der Kerl grinste mich an. Bevor er die Flasche zum zweitenmal schnappen konnte, nahm ich sie ihm weg. »Okay, Meister, jetzt reden wir beide. Wieso ist er gekommen?«
»Weiß ich nicht.«
»Lügen Sie mich nicht an. Der muß einen Grund gehabt haben. Und wir glauben Ihnen auch.«
»Wie irre.«
»Also, erzählen Sie, sonst geht es Ihnen wirklich noch einmal schlecht. Haben wir uns verstanden?«
Er nickte, ließ sich wieder auf den Stuhl fallen und wühlte durch seine gelbbeschmierten Haare. Dann berichtete er, was ihm hier im Studio widerfahren war.
Normalerweise ein Unding, aber nicht von der Hand zu weisen, denn auch wir hatten das Gebilde gesehen. Er hatte spielen wollen.
Noch einmal die Melodie, die Hanco komponiert oder aus alten Noten zusammengesetzt hatte. Da war es dann geschehen. Wie aus dem Nichts war das Gebilde aufgetaucht und hatte sogar mit ihm gesprochen. Es hatte Rille gewarnt, das Lied nicht mehr weiterzuspielen, und er hatte die Finger von den Tasten genommen, als wären sie glühend gewesen.
»Und was geschah danach?« fragte ich.
»Da bin ich verschwunden. Raus aus diesem Studio. Hierher. Ich habe gezittert und allen Heiligen gedankt, daß sie mich am Leben gelassen haben. Klar?«
»Ja.«
»Und jetzt will ich nichts mehr damit zu tun haben.«
»Das werden Sie aber noch«, zerstörte ich seine Hoffnung. »Sie sind die einzige Spur, die wir haben.«
»Ich weiß nichts, gar nichts.«
Kommissar Baric war sauer geworden. »Wir sollten ihn mit auf unser Revier nehmen.« Er wollte seinen Vorschlag schon in die Tat

umsetzen, ich hatte etwas dagegen und hielt ihn fest. »Nein, alles, nur das nicht. Er wird hier reden.«

»Und dann?«

»Lassen Sie sich überraschen.«

»Sie auch, hoffentlich.«

»Bestimmt.«

»Wenn zwei Bullen sich streiten, lacht der Dritte«, mischte sich Franz Rille ein und schaute auf Suko. »Lach doch mal, du komischer Vogel. Los, tu uns den Gefallen!«

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr ich den Mann an. »Wir brauchen Ihre Aussage als Zeuge.«

»Habe ich gesagt.«

»Irrtum, ich will wissen, was im Café passiert ist.«

»Dort wurde Hanco gekillt.«

»Und Sie waren dabei.«

»Klar.«

»Erzählen Sie mal.«

Er zierte sich noch, wir ließen nicht locker und erfuhren schließlich die Geschichte. Rille sprach auch von der Panik, die plötzlich geherrscht hatte, daß die Menschen das Lokal verlassen und auf der Straße gewartet hatten.

»Sonst ist Ihnen nichts aufgefallen?« wollte Suko wissen.

»Reicht das nicht?«

Suko ging näher. »Im Prinzip schon. Aber gab es, als Sie auf der Straße standen, keine Sache, die mit der ersten vielleicht in einem Zusammenhang hätte stehen können.«

»Nein, Hand und Kopf kamen auch nicht nach draußen. Sie wollten nur Hanco killen.«

»Weil er spielte.«

»Vielleicht.«

Ich zeigte ihm einen Vogel und sagte: »Ich möchte noch einmal auf das Stück zurückkommen. Es war ja eine etwas ungewöhnliche Melodie, die Hanco erfunden und gespielt hat.«

»Moment, Meister. Hanco hat sie nicht erfunden«, widersprach Franz Rille. »Er hat sie nur wiederentdeckt.«

»Dann ist das Stück alt.«

»Ja. Aus der Vor-Mozart-Zeit, glaube ich. Der Komponist hieß Manfredo Cardinal. Ein kleines Genie, wie Hanco immer meinte. Eine bestimmte Melodie hat er komponiert, und die wurde von Hanco beim Durchwühlen eines alten Archivs gefunden. Völlig verstaubte Notenblätter, die er restauriert hatte, so daß die Noten auch zu lesen waren.«

»Den Namen Manfredo Cardinal habe ich noch nie gehört.«

»Er ist auch nicht berühmt geworden, denn er starb sehr schnell. Es

heißt in der Legende, daß die Kaiserin seine Musik nicht mochte. Sie hat ihm praktisch verboten, sich an ein Klavier zu setzen und zu spielen. Er hat dieses Verbot nicht beachtet und wurde hingerichtet.«

»Wie?«

»Es heißt, daß er durch Schwerthiebe seinen Kopf und auch die rechte Hand verlor.«

»Das stimmt?«

»So erzählt man sich über diesen Mann. Was daran wahr ist, kann ich nicht sagen.«

Hand und Kopf, so dachte ich. Das paßt genau. Auch der Killer in der Gegenwart hatte sich so gezeigt. Da waren die Hand und der Kopf zusammengewachsen. Wir hatten lange nach einer Erklärung gesucht, wie so etwas nur möglich war.

Jetzt besaßen wir die Spur.

»Und Ihnen ist das Gebilde dann erschienen, Herr Rille?«

»So war es.« Er knetete wieder nervös seine Finger. »Aber mehr wissen Sie über die geheimnisvolle Komposition auch nicht, oder?«

»Nein, da hätten Sie Hanco fragen müssen. Der war davon begeistert. Er hat nur für diese eine Melodie die LP aufgenommen. Alle anderen Song interessierten ihn nicht.«

»Hatte er Freunde oder Freundinnen?«

»Möglich.«

»Hören Sie, Rille, Sie waren sein Produzent. Das müßten Sie wissen.«

»Hanco hat sich nie gebunden.«

»Aber er kannte einige Personen näher?«

»Das schon.«

»Hat er sich auch Ihnen anvertraut?«

»Weiß ich nicht.«

»Würden Sie trotzdem so freundlich sein und uns einen oder zwei Namen nennen?«

»Wozu das denn?«

»Die Fragen stellen wir«, sagte Baric hart. »Also raus mit der Sprache. Wer waren die Leute?«

»Ich kenne eine Frau, die hinter ihm her war. Sie heißt Judith und kommt auch aus der Szene.« Sein Blick wurde plötzlich starr. »Jetzt weiß ich es wieder. Verdammt…«

»Was wissen Sie?« fragte ich.

»Na, das mit dieser Judith.« Er rollte mit den Augen und überlegte noch einen Moment. »Wir waren ja alle draußen, wissen Sie? Nur eine ging plötzlich in das Café. Die lief noch gegen den Strom, aber sie packte es.«

»Das war Judith?«

»Genau.«

»Haben Sie erkennen können, was sich dort tat? Was hat sie da alles

getan? Welchen Grund hätte sie haben können.«

Er beugte sich vor und gab mit lauter Stimme und noch in meine Frage hinein die Antwort. »Ich weiß es doch nicht, verdammt. Ich habe nicht mit ihr gesprochen.«

»Schon gut. Keine Aufregung, bitte. Es läuft alles wunderbar.« Ich lächelte kalt. »Jedenfalls möchte ich gern mit dieser Judith reden. Sie wissen, wo sie wohnt?«

»Ja.«

»Schön, dazu kommen wir später. Zuvor möchte ich noch etwas anderes von Ihnen, Herr Rille.«

Er war irritiert. »Was denn?«

Mein Wunsch irritierte ihn noch mehr. Ich deutete auf die gläserne Trennscheibe. »Dahinter steht ein Flügel. Wir beide werden jetzt auf ihm spielen.«

Noch begriff er nicht richtig. »Wieso spielen?«

»Eine Melodie, und zwar eine bestimmte. Die Melodie, die ich auch auf der LP gehört habe.«

»Memories?«

»Jawohl.«

Er sprang hoch. »Ich weiß, Sie sind ein Bulle. Und ich bin kein Freund von Bullen. Aber ich will Sie trotzdem warnen. Wenn Sie spielen, sind Sie verloren.« Er sprach hektisch und schnell und hauchte mir seinen Whisky-Atem ins Gesicht.

Ich antwortete etwas gemächlicher. »Wissen Sie, Herr Rille, ich kann nicht spielen. So gern ich es gelernt hätte. Sie werden mich dabei unterstützen.«

Da wurde er blaß. Selten habe ich einen Menschen so erschreckt gesehen wie diesen Produzenten. Sämtliches Blut wich aus seinem Gesicht. Die Haut sah auf einmal dünn aus. So wirkte jemand, der eine plötzliche Todesangst verspürte.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein und nochmals nein! Ich mache das nicht. Ich gehe auf keinen Fall mit Ihnen an den Flügel. Sie sind ja irre, Mann.«

»Ich bin normal.«

»Das sind Sie nicht. Ich habe es erlebt. Ich werde nicht spielen.«

»Das sollen Sie auch nicht. Ich verlange von Ihnen nur, daß sie mir die Tasten zeigen, auf die ich drücken muß.«

Er lachte so schrill, als hätte eine Frau dieses Gelächter ausgestoßen. Dabei beugte er sich vor. Es sah so aus, als wollte er vor mir einen Diener machen.

Der Diener wurde zu einem Rammbock. Bevor ich mich versah, hatte er mir seinen Schädel schon in den Leib gerammt. Ich flog nach hinten. Baric hatte Pech, weil er genau in meiner Flugrichtung stand. Gemeinsam landeten wir am Boden, nur lag der Kommissar, und ich

hockte gewissermaßen auf ihm.

Franz Rille wollte die Flucht ergreifen. Er jagte los, sprang über uns hinweg, aber er hatte Suko vergessen, der sich nicht einmal anstrengte, als er eingriff.

Suko streckte nur sein rechtes Bein aus. Über den Fuß kam der andere nicht mehr hinweg. Wenigstens nicht als normaler Läufer. Er lag plötzlich in der Luft und prallte wie ein Stein zu Boden. Nicht einmal die Hände hatte er ausstrecken können.

Während Baric und ich aufstanden, ging Suko zu Franz Rille und half ihm auf die Beine. Rille war sauer. Er hatte an der Unterlippe etwas abbekommen. Von ihr rann ein dünner Blutfaden über sein Kinn. »Das hätten sie sich sparen können«, erklärte der Inspektor.

»Verdammt, ich… ich …«

»Sie bleiben erst mal ruhig.« Das tat er auch. Mit einem Tuch tupfte er über seine Unterlippe, und als er den Stoff wieder in der Tasche verschwinden ließ, hatte dieser rote Flecken bekommen.

»Kommen Sie mit?« fragte ich ihn.

»Ich will nicht sterben!«

»Das brauchen Sie auch nicht. Ich werde spielen und nicht Sie, Herr Rille.«

Er hob die Schultern und sah ein, daß er gegen uns nicht ankam.

Suko wollte mitgehen. Ich winkte ab. »Du kannst eingreifen, wenn es gefährlich wird.«

»Rechnen Sie damit?« fragte Baric.

»Bestimmt.«

Um die zweite Hälfte des Raumes hinter der Scheibe zu erreichen, mußten wir den ersten Teil verlassen, über den Flur gehen und eine weitere Tür öffnen.

Franz Rille stellte sich an wie ein störrischer Esel. Ich mußte ihn schieben, damit er die Schwelle überschritt. Er schaute sich so ängstlich um, als würde er dieses Studio zum erstenmal in seinem Leben betreten.

»Sie behalten Ihren Kopf«, sagte ich sarkastisch und schloß hinter mir die Tür.

Rille hob die Schultern. Eine Antwort gab er nicht.

Das in der Mitte stehende Piano sah völlig normal aus. Auf den jungen Produzenten mußte es einen horrorhaften Eindruck machen, denn er betrachtete es mit einem Ausdruck in den Augen, als wollte er jeden Moment davor weglaufen.

Der Stoß mit der Schädelplatte hatte mich zwar nicht voll erwischt, ich hatte trotzdem ein wenig Mühe mit der Atmung und ein gewisses Gefühl der Übelkeit.

Ich warf einen Blick zurück.

Suko und der Kommissar standen am Mischpult und schauten uns zu.

Ich winkte ihnen, Suko hob die Hand zum Zeichen, daß er verstanden hatte, und Baric nickte nur.

Wir gingen auf den Flügel zu.

Rille sehr zögernd. Er wollte immer zwei Schritte vor und wieder drei zurück.

»Reißen Sie sich mal zusammen!« fuhr ich ihn an. »Sie sind doch kein kleines Kind mehr.«

»Verdammt, ich…«

»Sie brauchen nicht zu spielen.« Ich entdeckte einen zweiten Drehhocker zwischen einigen Standmikros. »Nehmen Sie sich den und kommen Sie zu mir.«

Er nickte. Mit zitternden Knien ging er los, während ich vor dem Flügel schon einmal Platz nahm. Für mich war es ein ungewohnter Fleck, auf dem ich saß. Mit einem Klavier oder einem Flügel konnte ich nichts anfangen. »Mutig« suchte ich mir eine Taste aus und schlug sie an.

Sofort wehte ein sanfter Klang durch das Studio, der den Produzenten erschreckte.

»Kommen Sie, Herr Rille.«

»Ja, ja.« Er stolperte näher.

Ich hatte inzwischen mein Kreuz über die Kleidung gehängt. Es war irgendwie auf Aibon fixiert, denn sobald es mit dieser Magie in Berührung kam, glühte es grünlich auf, wie wir schon in der Leichenhalle erlebt hatten.

Franz Rille schob seinen Hocker neben den meinen und blieb zitternd sitzen.

»Brauchen wir Noten?« fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf.

Ich nickte ihm aufmunternd zu. »Dann mal los.«

Noch tat er nichts. So locker, wie ich mich gab, war ich innerlich nicht. Auch in mir steckte eine beklemmende Spannung, die sich von Sekunde zu Sekunde ausdehnte, denn ich ahnte, daß etwas passieren würde.

Mein Nebenmann knetete die Hände. Er war aufgeregt und leckte sich dauernd die Lippen. Er schaute mich von der Seite her an, darauf hoffend, daß ich noch nachgeben würde, aber ich dachte nicht daran.

»Kommen Sie!« lockte ich ihn und hielt ihm meine Hände so hin, daß die Finger gekrümmt nach unten zeigten. »Führen Sie mich über die Klaviatur. Gemeinsam schaffen wir es.«

»Und dann wird er kommen.«

»Abwarten, Junge.«

Er schüttelte den Kopf, schluckte, ich ließ nicht locker, und so nahm er dann meine rechte Hand, um sie noch tiefer zu drücken. Ich streckte den Zeigefinger aus und berührte die erste Taste, zu der mich

mein Lehrmeister hinführte.

Die zweite, die dritte…

Es war nicht einfach, aber ich spielte, wenn auch abgehackt, die besagte Melodie. Und er hatte endlich verstanden, daß einiges auf dem Spiel stand und ich auf keinen Fall nachgeben würde.

»Klappt doch«, sagte ich lässig.

Rille gab keine Antwort. Er atmete so schwer, daß dieses Geräusch manchmal das Klavierspiel übertönte. Allmählich kamen wir weiter. Ich »spielte« mich auch langsam ein.

Ich wollte natürlich mit dieser Melodie andere, im Unsichtbaren lauernde Kräfte hervorlocken und hoffte, daß mir dies auch bald gelingen würde.

Und noch jemand meldete sich. Es war Suko, der über Lautsprecher Verbindung aufgenommen hatte. »Es tut sich noch nichts, John. Du kannst weiterspielen und wirst bald ein zweiter Clyderman.«

Ich gab keine Antwort, konzentrierte mich auf meinen Nebenmann, der meine rechte Hand wieder führte und mir genau andeutete, auf welch eine Taste ich meinen Zeigefinger zu drücken hatte.

Urplötzlich war es soweit.

Ich sah nichts, aber mein Kreuz spürte das Andere, das unsichtbar irgendwo lauerte. Das Kreuz nahm eine matte grüne Farbe an, die auch sofort von mir wahrgenommen wurde.

Aibon lag auf der Lauer…

Auch Franz Rille hatte das grüne Leuchten bemerkt, wollte seine Lehrtätigkeit stoppen, wurde aber von mir angefahren: »Lassen Sie es. Spielen Sie weiter!«

Das heißt, ich spielte. Es wurde schwer, sich auf die Klaviatur und das Leuchten zu konzentrieren. Außerdem merkte ich, daß etwas über mich Gewalt erringen wollte. Ich verspürte einen Druck gegen das Innere des Kopfes. Natürlich mußte ich mich dagegen wehren.

Das überstieg aber meine momentanen Kräfte, so daß das Klavierspiel darunter litt.

Und dann hörte ich Sukos Warnung. »John, hinter dir! Weg von dem verdammten Klavier!«

***

Was sich da zusammenbraute, wußte ich nicht. Eines war klar. Suko hatte nicht umsonst geschrien, und ich wuchtete meinen Körper nach rechts, denn auch mein Nebenmann schwebte in Gefahr. Ich hörte seinen erschreckten Ruf, dann knallte er zu Boden, ich fiel auf ihn und rollte mich sofort herum.

Noch in der Bewegung erkannte ich die Gefahr.

Über mir schwebte die Hand mit dem auf dem Gelenk wachsenden Kopf. Es war ein anderes Gesicht als das in der Leichenhalle. Dieser

Mann besaß auch weniger Haare. Der Mund war weit geöffnet, und die darin zuckende Zunge schlug von oben nach unten wie ein Pendel.

Das alles schockte mich nicht so sehr wie die Waffe, deren Griff von der Hand umklammert wurde. Es war ein Schwert mit einer relativ schmalen Klinge, doch an beiden Seiten scharf geschliffen.

Jetzt wußte ich auch, wer die Leiche des Komponisten Hanco so zugerichtet hatte.

Auch Franz Rille hatte die Erscheinung gesehen. Und er ließ seiner Angst freien Lauf. Sein Schrei erreichte meine Ohren. Ich mußte mich um ihn kümmern, weil ich versprochen hatte, behilflich zu sein. Wahrscheinlich wollte das Gebilde aus dem Jenseits etwas von *mir* und nicht von dem Produzenten. Aus diesem Grunde jagte ich mit langen Schritten quer durch das Studio und wäre fast noch gegen die Trennwand gerannt, hinter der ich Suko und den Kommissar sah.

Baric zitterte und war leichenblaß. Suko hatte mir schon den Rücken zugedreht. Er würde mir zu Hilfe eilen.

Zuvor kam die Hand mit dem Kopf und der verfluchten Mörderklinge. Und die war sehr schnell. Je mehr sie sich mir näherte, um so stärker reagierte mein Kreuz.

Es baute plötzlich eine Gegenkraft auf. Ich sah mich eingehüllt in einen grünen Schein, den die Klinge nicht durchdringen konnte.

Kurz vor dem Schein wischte sie in einem Halbkreis vorbei.

Im gleichen Augenblick riß Suko die Tür auf. Er rief meinen Namen, sah, daß ich nicht verletzt war und kümmerte sich um den Produzenten, der auf Händen und Knien in Richtung Tür kroch, um zu verschwinden.

Ich erwartete den zweiten Hieb, spürte einen kalten Hauch, der vor meinem Gesicht entlangstrich, und sah, wie das Schwert über dem Flügel nach unten fuhr.

Diesmal war das Ziel unbeweglich. Jetzt traf auch die Klinge. Zuerst erwischte sie die Tasten. Von einer Seite zur anderen wurde die Waffe gezogen. Sie zerstörte die Klaviatur. Die einzelnen Tasten würden aus ihrem Verbund gerissen und in die Höhe geschleudert.

Damit nicht genug, das Schwert hämmerte auch auf das Gehäuse des Flügels und zerstörte es mit drei Schlägen. Die reißenden Saiten erzeugten einen Höllenlärm.

Suko und ich brauchten nicht einzugreifen, denn nach diesen Schlägen verschwand das Gebilde wieder.

Ich atmete laut aus. Suko kam zu mir und nickte. »Mein lieber Schwan, das war knapp.«

Ich hob die Schultern. »Damit mußte ich rechnen und habe es auch getan.«

Das Kreuz leuchtete nicht mehr grün. Für mich ein Indiz dafür, daß Aibons Kraft sich zurückgezogen hatte.

Aibon gegen Aibon!
So mußte ich es nach diesen Vorfällen einfach sehen. Mein von Aibon manipulierter Talisman hatte es nicht zugelassen, daß ich erwischt wurde. Die Klinge war abgewehrt worden. Der Schutzschild hatte sie gebremst. Aber aus welch einem Grund war dies geschehen? Diese Fragen standen offen, und eigentlich konnte uns darauf nur eine Person eine Antwort geben.
Diese geheimnisvolle Judith!
Ich kannte ihren Namen, wußte aber nicht, wo sie lebte, wie sie mit Nachnamen hieß. Da mußte uns dieser Franz Rille noch einmal helfen. Er stand, zusammen mit dem Kommissar in der ersten Hälfte des Raumes. Von mir getrennt durch eine Glasscheibe. Die beiden redeten miteinander. Es sah komisch aus. Ich erkannte, wie sich ihre Lippen bewegten, aber verstehen konnte ich nichts.
Suko kam zu mir. Er deutete in die Runde. »Da haben wir noch einmal Glück gehabt. Der Henker hat es nicht geschafft.«
»Wieso der Henker?«
»Kopf und Hand gehören doch einem Henker.«
»Woher weißt du das?«
»Den Beweis habe ich nicht. Ich nehme es an. Wie schon mal gehabt. Der Henker erscheint aus dem Jenseits und schlägt zu. Eine alte Rachetour, wie ich meine. Denk mal an die Sensen. Es ist noch nicht lange her, daß wir ihr Klingeln hörten.«
»Stimmt alles, Suko. Und trotzdem hast du unrecht. Das ist keine einfache Rache eines Henkers aus dem Jenseits, der sich vielleicht dem Teufel verschrieben hat. Hier kommt noch etwas anderes hinzu.«
»Aibon.«
»Genau.«
»Und?«
»Suko, Aibon ist das Rätsel und gleichzeitig die Lösung. Die Melodie, die hier gespielt wurde, stammte aus diesem geheimnisvollen Land. Und das alles geschah nicht ohne Grund. Es muß ein Motiv für die Vorgänge geben, glaub es mir.«
»Aber die Spur ist verloschen, John.«
»Nicht ganz.« Ich schaute Suko lächelnd an. Bevor er eine weitere Frage stellen konnte, verließen wir das Studio. Auf dem Gang hörten wir Franz Rille bereits lamentieren. »Ich will hier raus. Das Studio betrete ich nie wieder. Begreifen Sie endlich, Kommissar?«
»Sie haben laut genug geredet.«
»Dann gehe ich jetzt.«
»Warten Sie«, sagte ich.
Er hatte uns nicht gehört. Wie von der Natter gebissen, zuckte Rille herum. Als er mich sah, wurden seine Augen groß. »Sie!« keifte er. »Sie tragen die Schuld an allem.«

Ich blieb gelassen und erwiderte: »Sie leben ja noch, Herr Rille.«
»Trotzdem.« Er fühlte über seinen Nacken. »Jetzt hätte ich schon einen Kopf kürzer sein können.«
Ich winkte ab. »Deswegen bin ich nicht zu Ihnen gekommen. Ich möchte etwas anderes von Ihnen.«
Er streckte mir seinen Arm entgegen. »Nein, nicht schon wieder. Das können Sie nicht machen.«
»Es sind nur Informationen.«
»Ich weiß nichts.«
Baric faßte ihn an der Schulter an. »Reißen Sie sich zusammen, Mann! Sie sind doch kein Waschweib.«
»Lieber Waschweib als tot.«
»Judith«, sagte ich und ging einen Schritt auf ihn zu. »Es dreht sich alles um Judith. Sie ist der springende Punkt, das wissen Sie genau, denn Sie haben mich auf ihre Spur gebracht.«
»Na und?«
»Wo finde ich sie?«
»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen.«
»Wer ist das denn schon wieder?« wollte Baric wissen. »Von einer Judith habe ich noch nichts gehört.«
»Spielt auch keine Rolle, Kommissar. Oder doch, sie ist wichtig. Sie muß das Bindeglied in diesem Fall sein.«
»Stimmt das?« wandte er sich an den Produzenten.
Rille hob die Schultern. »Es kann sein. Sie ist eine Frau, die hinter Hanco her war. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Dabei wohnt sie auch in Wien.«
»Das will ich von Ihnen hören!«
»Herr Sinclair, ich sage Ihnen, den genauen Ort kenne ich nicht. Die Wohnung ist irgendwo anders. In der Nähe der alten Donau, glaube ich.«
»Aha, jetzt auf einmal wissen Sie mehr.«
»Ja, ich habe nachgedacht.«
»Dann denken Sie noch weiter.«
Er schien eingesehen zu haben, daß wir nicht lockerließen, hob die Schultern und fragte: »Kann ich mal telefonieren?«
»Gern.«
Ein Apparat stand in der Nähe. Rille wand sich an uns vorbei und stellte sich so auf, daß wir die Nummer nicht erkennen konnten, die er wählte. Es dauerte eine Weile, bis er den Anschluß bekommen hatte. Mit einem »Ich bin's, Rille«, meldete er sich.
Danach trug er seine Wünsche vor. Dabei sprach er wienerisch und so schnell, daß ich ihn nicht verstehen konnte. Als er auflegte, nickte er.
»Wo wohnt sie?« fragte Suko.

»Wie ich es Ihnen schon sagte. Nahe der alten Donau. Doch nicht in der Stadt. An einem Seitenarm, zwischen alter Donau und Prater. Sie wird den Rummel sehen und hören können…«

»Na, das ist doch was.«

»Aber eine genaue Straße gibt es da nicht. Sie müssen schon bis ans Wasser und sich dort erkundigen.«

»Werden wir alles machen.« Ich hatte bei dieser Antwort dem Kommissar einen fragenden Blick zugeworfen.

Baric nickte. Er würde uns also behilflich sein.

»Und was ist jetzt mit mir?« fragte Franz Rille zitternd.

Ich winkte ab. »Wissen Sie was, Herr Rille. Bauen Sie sich ein Haus und melden Sie sich am Zaun an. Servus denn…«

Wir ließen ihn stehen und gingen.

»Gott, war der anstrengend«, stöhnte Baric, als wir im Wagen saßen. »Furchtbar. Keine Nerven, der Bursche.«

»Ist auch nicht jedermanns Sache, von einem Schwert bedroht zu werden.«

Der Kommissar schaute mich an. »Glauben Sie denn, daß dieses Gebilde ihn geköpft hätte?«

»Darauf können Sie Gift nehmen.«

***

Wolken waren aufgezogen. Sie wiesen auf Regen hin. Es war auch einfach zu lange schön gewesen.

Der Luftdruck sank, wir konnten das Brackwasser riechen und sahen auch das gewaltige Riesenrad, durch das der Prater so berühmt geworden war.

Auf den Rummel wollten wir nicht. Kommissar Baric hatte uns in die Nähe des Ziels gefahren, in die Uferauen der alten Donau. An manchen Stellen sah es aus wie in Amsterdam. Bewohnte Hausboote waren an den schmalen Kais vertäut, auch normale Häuser standen dicht am Wasser. Einige erinnerten mich an übergroße Gartenlauben.

In einem dieser Häuser sollte diese geheimnisvolle Judith wohnen. Über einen schmalen trockenen und nicht asphaltierten Weg schritten wir die Reihe der Häuser ab. Der tote Donauarm lag auf der rechten Seite. Links von uns befanden sich Gärten.

Da wir Wochenende und noch schönes Wetter hatten, waren die Menschen natürlich draußen. In den Gärten saßen sie ebenso wie auf den Terrassen ihrer Häuser. Auch der Fluß wurde benutzt. Da huschten Surfer und Segler über die Wellen. Die Köpfe mutiger Schwimmer schauten aus dem Wasser. Andere wiederum hockten in selbstgebastelten Booten und paddelten über die graue Fläche.

Baric wollte nach Judith fragen. Er ging davon aus, daß hier jeder jeden kannte. Deshalb war er in einem dunkelroten Stelzenhaus

verschwunden.
Suko und ich warteten. Ich rauchte eine Zigarette, während durch Sukos Finger lange Grashalme liefen. Die Luft war drückend geworden. Über den Hügeln des auslaufenden Wienerwalds sah ich bereits dunkle Wolken, die auf ein Gewitter hindeuteten.
»Was hältst du davon?« fragte ich meinen Freund.
»Nicht viel.«
»Wieso?«
Er ließ zwei Kinder auf Fahrrädern vorbei. »Weißt du, ich traue diesem Franz Rille nicht.«
»Hängt er deiner Ansicht nach mit in dem Fall?«
»Das nicht, aber ich habe das Gefühl, daß er diese Judith besser gekannt hat, als er zugeben wollte. Er wird sie gewarnt haben, kann ich mir vorstellen. Ein Anruf reicht.«
»Wir hätten ihn auch nicht einsperren können.«
»Leider.«
Baric kam zurück. Als er über die Holztreppe lief, bogen sich die Stufen. Wir schauten ihn gespannt an.
»Ich weiß Bescheid.«
»Dann wohnt sie doch hier?« fragte Suko.
Der kleine Kommissar grinste. »Aber sicher. Wir können sogar zu Fuß hingehen.« Er wies in die Richtung, wo auch der Prater lag.
»Gemma, gemma«, rief er auf wienerisch.
Es war ein netter Spaziergang. Nach Grauen, Tod und Horror war uns in den folgenden Minuten nicht zumute. Wir passierten nette Häuser, von denen jedes anders aussah. Jeder hatte so gebaut, wie er es für richtig hielt, und dabei waren eben die unterschiedlichsten Konstruktionen herausgekommen. Manchen Häusern sah man schon von außen an, wie verschachtelt sie innen waren.
Da war viel mit Treppen, Stufen und Galerien gebaut worden.
Auch Vordächer und Podeste entdeckten wir. Das Haus der von uns gesuchten Judith stand etwas abseits. Ein alleinstehendes Gebäude ohne direkten Nachbarn. Zum Ufer hin war es würfelförmig gebaut worden, wobei der eine Würfel noch über das Wasser hinwegragte und auf Stelzen stand, um die die schmutzigen Wellen schwappten.
Wir brauchten keine Treppe hochzugehen, denn das Gelände fiel zum Wasser hin ab. Der Eingang befand sich noch auf der Ebene des Weges.
Ein Namensschild entdeckten wir nicht. Die Tür bestand aus Holz und sah ziemlich wacklig aus.
Ich klopfte.
Es rührte sich nichts. Entweder war die Frau nicht zu Hause, oder sie hatte keine Lust, uns zu öffnen. Baric sah die Sache gelassener.
Diesmal war er es, der die Klinke benutzte, die Tür aber

abgeschlossen fand und trotzdem nicht aufgab, denn aus der Tasche seines unmodernen Sommermantels holte er ein Etui hervor.

»So ein Besteck trage ich immer bei mir. Ich werde die Tür schon öffnen. Die Schwere des Falles erlaubt es.«

Er war der Kommissar und hatte hier zu bestimmen. Die Routine, die er an den Tag legte, wies daraufhin, daß er nicht zum erstenmal eine solche »Arbeit« verrichtete.

»Es ist nicht sehr kompliziert«, erklärte er. »Ganz einfach. Das habe ich in zwei Minuten geschafft.«

Es dauerte nicht einmal so lange. Bereits nach einer Minute hatte er die Tür offen. »Bitte sehr, die Herren. Sie können eintreten, wenn Sie wollen.«

Wir wollten, erreichten einen schmalen Gang und warteten dort, bis Baric die Tür geschlossen hatte.

Schon beim ersten Schritt über die Schwelle war mir etwas aufgefallen.

In diesem ungewöhnlichen Haus herrschte ein ebenso ungewöhnlicher Geruch. Es war nicht der Gestank von altem Wasser, der uns da entgegenwehte, sondern etwas ganz anderes. Ich konnte mir nicht helfen, aber es roch frisch. Nach einer besonderen Luft, die mir gefiltert erschien, befreit von jeglichen Schadstoffen. Da hätte man gern vier Nasenlöcher gehabt, um alles einatmen zu können.

Suko und Baric war es ebenfalls aufgefallen. Der Kommissar schnupperte sogar und fragte leise: »Was ist das denn?«

»Werden wir schon herauskriegen«, erwiderte Suko.

Einen Lichtschalter hatten wir nicht gefunden. Wir standen im Halbdämmer eines schmalen Flurs, an dessen Ende wir eine Tür sahen. Alles war aus Holz gebaut worden. Der Boden, die Wände, die Decke.

Gelbbraun gebeiztes Holz, das im Laufe der Zeit nachgedunkelt war. Die Tür hob sich als Schatten ab. Auf ihn gingen wir zu. Ich hatte mich an die Spitze gesetzt, öffnete die Tür und blieb vor Überraschung stehen, denn was ich da zu sehen bekam, hatte ich nicht erwartet.

Vor uns lag ein Wintergarten!

Er nahm die gesamte Fläche des übrigen Hauses ein und führte hinaus bis auf das Wasser. Obwohl wir noch hellen Tag hatten und das Licht auch durch große Scheiben einfiel, herrschte in dem Wintergarten ein grünes Dämmerlicht, das von Schattenstreifen durchzogen wurde.

Die Pflanzenpracht war einmalig. Welche Namen die einzelnen Gewächse führten, konnte ich nicht sagen, auf jeden Fall blühten und grünten sie in einer wahren Pracht. Sie hatten sich auswachsen können, standen in Kübeln oder Bänken. Ihre oft lianenartigen Zweige oder Äste waren miteinander verschlungen und bildeten ein Dach, das

sich unter der Decke ausgebreitet hatte.

Noch nie hatte ich einen so außergewöhnlichen Wintergarten gesehen. Und auch von seiner Größe her konnte er sich sehen lassen, denn er ragte weit über das Wasser hinaus.

In dem Wintergarten empfand jeder von uns die Luft noch reiner.

Wir genossen es. »So etwas habe ich noch nicht erlebt«, flüsterte der Kommissar.

Ich wußte nicht, ob Suko ihm dabei zustimmte, ich jedenfalls machte mir über den Geruch meine Gedanken, und plötzlich kam er mir gar nicht mehr so unbekannt vor.

Ich hatte ihn schon einmal wahrgenommen und überlegte genau, wo das gewesen war.

Natürlich bei unserem Eintritt in das Haus, aber in meinem Hirn kreiste auch noch eine andere Erinnerung, die sich zunächst noch konkretisieren mußte.

Wo war das nur gewesen?

Ich ging ein wenig zur Seite und schloß die Augen, um mich besser konzentrieren zu können. Ich dachte zurück, andere Fälle zogen vor meinem geistigen Auge vorbei, und dann hatte ich die Lösung gefunden.

Ja, jetzt wußte ich Bescheid.

Diesen Geruch kannte ich seit meiner Reise in das geheimnisvolle Aibon, wo auch der rote Ryan seine Melodie gespielt hatte.

Der rote Ryan, diese mystische Figur, die Shakespeare schon als den Luftgeist Ariel gekannt und erwähnt hatte. Aibon besaß diese herrliche Luft!

Ein Gruß des Druidenlandes?

Wenn das tatsächlich zutraf, mußten Judiths Verbindungen zu Aibon sehr gut sein.

Suko stieß mich an. »Was hast du, John?«

Ich erklärte es ihm.

»Aibon?«

»Ja.«

Suko runzelte die Stirn. »Dann müßten ja diese Pflanzen auch in Aibon wachsen.«

»Davon kann man ausgehen.« Ich hatte mir Aibons Flora zwar nicht so intensiv angesehen, aber einige der Pflanzen kamen mir schon bekannt vor.

Das Rätsel wurde also größer, nicht kleiner.

Kommissar Baric sah die Sache gelassener. »Uns bleibt nichts anderes übrig, als hier auf die Frau zu warten – oder?« Er schaute uns beide an, weil er eine Antwort wollte.

Wir stimmten zu.

Baric schaute auf seine Uhr. »Das kann lange dauern. Ich werde

meiner Dienststelle Bescheid geben, wo wir zu finden sind. Im nächsten Haus haben sie bestimmt ein Telefon. Warten Sie hier?«

Wir nickten.

Baric ging. Er schloß auch die Tür hinter sich, so daß wir nicht mehr in den Flur blicken konnten.

»Die Melodie, Aibon und Judith«, murmelte Suko. »Wo ist da die Verbindung?«

»Ich weiß es nicht.«

Mein Freund war sauer. »Ich komme mir vor wie jemand, der auf der Stelle tritt. Jetzt stehen wir hier und warten. Es kann Stunden dauern, bis diese Judith zurückkehrt. Vielleicht hat sie auch Lunte gerochen und ist verschwunden.«

»Auch möglich.«

»Komm, schauen wir uns den komischen Raum mal genauer an!«

Suko lachte leise. »Ideen haben manche, das ist wirklich sagenhaft.«

Wir begannen mit der Durchsuchung des kleinen Urwaldes.

Dabei mußten wir über große Wurzeln steigen, die erstarrten Schlangen ähnelten.

Je näher wir heran kamen, um so intensiver wurde der Geruch. Er war ungewöhnlich. Ich bekam sogar leichte Kopfschmerzen, und jedesmal, wenn ich einen Fuß vorsetzte, traf ich zwar den Boden, glaubte aber dennoch, langsam dahinzuschweben.

Und das warnte mich.

So harmlos, wie der Wintergarten beim ersten Anblick wirkte, schien er doch nicht zu sein.

Hier lauerte etwas.

Ich hatte eine halbwegs freie Stelle entdeckt, mußte trotzdem noch einige Zweige zur Seite schieben, die sich wie Gummi anfühlten.

Vor der Scheibe blieb ich stehen.

Mein Blick fiel nach draußen und auf das Wasser. Der Wind kräuselte die Oberfläche zu kleinen Wellen. Die Segel der Boote und Surfbretter blähten sich auf. Nur noch wenige Schwimmer glitten durch das Wasser. Alles sah ich vor mir, war jedoch umgeben von einer unheimlich anmutenden Lautlosigkeit, so daß ich das Gefühl bekam, einen Stummfilm zu sehen. Obwohl ich praktisch direkt vor dem Wasser stand und auch die Bäume am anderen Ufer sah, kam ich mir vor, als wäre dies alles meilenweit von mir entfernt.

Wer hier wohnte, lebte wie auf einer Insel. Und das sollte dieses Haus auch wohl sein.

Ich drehte mich wieder um. Die Pflanzenarme, manche mit bunten, kleinen Blüten bedeckt oder grüngelb schimmernd, waren wieder zurückgedrückt worden und versperrten mir den Weg.

Ich schob sie vor und hatte diesmal wesentlich mehr Mühe als auf dem Hinweg. Es sah fast so aus, als wollten die Pflanzen es nicht

zulassen, daß ich wieder zurückging.

Als ich mehr Kraft einsetzte, schaffte ich es schließlich, aber die Zweige klatschten immer wieder gegen meinen Körper, als stünden sie unter einer gewaltigen Spannung.

Ich ließ diese Mauer hinter mir, schaute nach Suko und sah ihn nicht. Mein Freund war verschwunden.

Dies alles fiel mir ein, jedoch erst nach einigen Sekunden, ein Zeichen, daß sich meine Kombinations- und Denkvorgänge verlangsamt hatten. »Suko?«

Ich bekam keine Antwort. Allmählich wurde mir doch mulmig zumute. Meine Blicke tasteten die grünen Wände ab, und an manchen Stellen bewegten sie sich, als hätten die Zweige oder Äste ein Opfer gefunden. Sollte Suko das Haus verlassen haben, oder war er in eine Falle der Pflanzen gelaufen, wie ich mir ebenfalls gut vorstellen konnte?

Da hörte ich den dumpfen Aufschlag.

Wieder reagierte ich langsamer als gewöhnlich. Der Laut war nicht aus dem Wintergarten gekommen, sondern von draußen, wo sich der Flur befand. Da war jemand.

Ich lief hin. Die Tür hatte ich mit drei Schritten erreicht, zog sie auf, starrte in den Flur und sah das Schreckliche.

Nicht Suko lag auf dem Boden, sondern der Wiener Kommissar Baric. Man hatte ihn getötet.

Er war geköpft worden!

***

Dieses Bild mußte ich erst einmal verdauen. Unwillkürlich richtete ich meinen Blick gegen die Decke, von dort oben war die Gefahr wahrscheinlich gekommen, aber da sah ich nichts mehr. Wenn die Hand ihn tatsächlich getötet hatte, war sie sehr schnell wieder verschwunden.

Ich ging wieder zurück. Nur einen Schritt, dann blieb ich stehen.

Langsam hob ich meine Hand, strich über das Gesicht und wußte, daß wir in eine Falle getappt waren.

Der Schock saß tief.

Kommissar Baric hatte nur telefonieren wollen. Ob ihm das gelungen war, wußte ich nicht, jedenfalls hatte ihn die andere Seite grausam getötet. Ich schaute auf die dunkle Lache, die den Boden bedeckte, und spürte in meinem Hals den dicken Kloß. Wenn mich jetzt jemand angesprochen hätte, ich wäre nicht in der Lage gewesen, ihm eine Antwort zu geben.

Verdammt, wenn ich nur nicht so schwerfällig im Denken gewesen wäre.

Das kam noch hinzu, und plötzlich dachte ich auch wieder an meinen

Freund Suko.
Er war ebenfalls verschwunden. Da lag es auf der Hand, daß ihm etwas Ähnliches passiert war wie dem Kommissar. Ich verspürte eine leichte Angst davor, in den Wintergarten zurückzugehen und nach Suko zu suchen. Wenn ich ihn auch so fand…
Ich schluckte den Kloß runter und ging trotzdem zurück. Als ich die Tür schließen wollte, begann das Spiel. Mit der Hand auf der Klinke erstarrte ich und lauschte den Pianoklängen.
Wer spielte da?
Ich drehte mich um.
Dort stand kein Piano! Ich konnte in den Wintergarten hineinschauen, sah den Wirrwarr aus Pflanzen und Blüten, ging tiefer in den Raum hinein, atmete wieder die klare Luft ein und hatte das Gefühl, nach jedem Atemzug das Spiel deutlicher zu hören.
Es kam von rechts…
Die alte Melodie aus Aibon. Ryans Auftrittslied, das nun in diese Welt transportiert worden war und soviel Unheil angerichtet hatte.
Diese Melodie hatte eine blutige Spur hinter sich gelassen, und ein Ende war nicht abzusehen.
Der Wintergarten war rechteckig angelegt, dennoch gab es zahlreiche Nischen und Winkel, gebildet durch den dichten Pflanzenwald, der an manchen Stellen wie eine zweite Decke wirkte.
Da hingen Zweige nach unten, die nach jedem zu greifen schienen, der unter ihnen herging.
Das Klavierspiel erklang aus der rechten Hälfte des dichten Dschungels. Man konnte annehmen, daß die Pflanzen selbst die Klänge entließen, denn von dem Pianisten sah ich nichts. Nach rechts war auch Suko verschwunden. Ich folgte ihm. Jede Bewegung wurde für mich eine Tortur. Hin und wieder spürte ich eine weiche Liane unter meinen Füßen. Dann hatte ich immer das Gefühl, in Gelee zu treten und ausrutschen zu müssen.
Die Melodie hüllte mich ein. Sie war perfekt gespielt, und es mußte ein wahrer Künstler sein, der sich an das Klavier gesetzt hatte. Mit jedem Schritt vernahm ich die Musik intensiver.
Dann endlich sah ich zwischen dem Grün etwas braun schimmern.
Ein Klavier…
Ich ging schneller, schob noch ein paar Pflanzen zur Seite und sah den Spieler.
Es war genau das Horror-Gebilde, das ich schon kannte, nur diesmal ohne Schwert…

***

Der Anblick war einfach unglaublich. Kopf und Hand bildeten eine Einheit. Ich konnte direkt auf die Klaviatur schauen und beobachtete,

wie profihaft das Gebilde diese alte Aibon-Melodie spielte.

Ein grausames Wunder. So genau kam es mir vor. Noch schaute ich auf den Hinterkopf, dann aber drehte sich das Gebilde plötzlich um, so daß ich ihm direkt ins Gesicht blicken konnte.

Ich hatte damit gerechnet, Hanco anzuschauen, aber dieses Gesicht war mir unbekannt.

Während das Gebilde weiterspielte, bewegten sich rechts des Klaviers einige Zweige.

Es kam mir vor, als würde dort ein grüner Vorhang geteilt, damit ein Akteur die Bühne betreten konnte.

So ähnlich war es auch.

Eine Gestalt schob sich hervor, eine Frau.

Judith!

***

Sie kam, schwieg und starrte mich nur an. Ich dachte, während ich ihrem Blick nicht auswich, kurz an Suko, aber meine Gedanken beschäftigten sich bald nur noch mit ihr. Instinktiv jedoch wußte ich, daß es genau diese Person war, die das Rätsel um die geheimnisvolle Aibon-Melodie lösen konnte, weil sie mit ihr in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Sie war ein Mensch, aber sie kam mir vor wie eine Gestalt, die in dieser ungewöhnlichen Pflanzenwelt geboren war und sich auch darin wohlfühlte. Wenn ich in ihr Gesicht schaute, so konnte ich es als alterslos bezeichnen. Bei manchen Menschen hat man das Gefühl, daß sie noch immer so aussehen wie vor zehn Jahren. Judiths Haar zeigte die Farbe grauer Vampirasche. Es umrahmte das Gesicht, dessen Haut mir unnatürlich hell oder blaß vorkam. Die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Sie wirkten wie zwei geheimnisvolle dunkle Punkte. Die Frau trug ein bis zum Boden reichendes Kleid. Es war quergestreift in den Farben grün und violett, wirkte um zwei Nummern zu groß und besaß sehr weite Ärmel. Judith war eine geheimnisvolle Person, die bisher noch kein Wort mit mir gesprochen hatte.

Deshalb fragte ich sie: »Bist du Judith?«

»Ja.«

Ich mußte ziemlich laut reden, da das Gebilde noch immer spielte.

»Dann gehört das hier dir?«

»Es stimmt.«

»Und du zeigst dich auch für den Mord an einem meiner Begleiter verantwortlich?«

Ihre Lippen zuckten. Halb bedeckt von grauen Haarsträhnen, trug sie am rechten Ohr eines dieser modernen Kunststoffschmuckstücke. »Ich habe ihn nicht getötet«, erklärte sie. »Es waren die Herren dieses Hauses. Ich werde nur geduldet.«

»Du hast sie aber nicht gehindert?«

»Nein, denn sie haben sich strafbar gemacht. Alle machen sich strafbar, die hier eindringen. Ich will es nicht. Ich habe einmal jemand gewarnt. Er aber wies mich ab, das habe ich nicht vergessen. Ich wollte nicht, daß er die Melodie spielte, ich wollte seine Geliebte werden. Er entschied sich anders. Nun ist er für immer bei mir.«

»Sprichst du von Hanco?«

»Ja, von ihm rede ich.«

»Dann ist er auch hier?«

Judith deutete ein Nicken an.

»Und wer spielt?«

Da begannen ihre Augen zu glänzen, und ich bekam eine Antwort, die ich eigentlich erwartet hatte. In einem geheimnisvollen Flüsterton wurde sie mir gegeben. »Es ist Manfredo Cardinal, der wahre Komponist und Meister, der hingerichtet, aber nicht endgültig getötet werden konnte, denn er lebte weiter, und niemand konnte es glauben oder fassen. Weißt du nun Bescheid?«

»Du hast laut genug gesprochen. Aber wer war Cardinal genau?«

»Ein großer Künstler und Star«, raunte Judith mir entgegen.

»Heute hätte man ihn in aller Welt gefeiert, aber damals mochte die verdammte Kaiserin seine Musik nicht. Sie erteilte ihm sogar Spielverbot, doch er, der Genius, hielt sich nicht daran. Er konnte sich nicht daran halten, und so spielte er weiter im Schatten der Kaiserin. Er besetzte Schloß Schönbrunn, dort stand sein Flügel, und dort spielte er auch.« Plötzlich nahm ihre Stimme einen drohenden Unterton an. »Bis zu der Minute, als ihm die Kaiserin den Henker schickte. Und er tötete Manfredo Cardinal.«

»Wie?« fragte ich.

»Der Henker schlug ihm den Kopf und die rechte Hand ab. Diese beiden Teile wollte er der Kaiserin bringen, damit sie sich von seiner Arbeit überzeugen konnte. Zuvor jedoch verbrannte man den Körper, und als der Henker wieder zurückkehrte, hörte er das Spiel. Er ging in den Raum und sah, daß Hand und Kopf eine Einheit bildeten. Er hat das gleiche Bild gesehen wie du, Fremder. Das gleiche Bild…«

Ich sah keinen Grund, den Aussagen dieser Person nicht zu glauben, denn ich selbst hatte schon die unwahrscheinlichsten Dinge erlebt. Oft waren auch alte Rachen oder Flüche darunter, wie in diesem Fall. Doch welche Rolle spielte Aibon?

Judith mußte darüber Bescheid wissen. Möglicherweise gehörte sie zu den wenigen auserwählten Menschen, denen es gelungen war, einen Blick nach »drüben« zu werfen.

Aber zuvor wollte ich wissen, was mit meinem Freund und Kollegen Suko geschehen war. »Ich bin nicht allein gekommen«, erklärte ich ihr. »Wir waren zu dritt. Einer von uns ist tot, der andere, ein

Chinese…«

Ihr Lachen unterbrach mich. »Befindet sich hier im Raum. Du findest ihn nur nicht.«

Ich schaute mich trotzdem um. Als ich nach links sah, stand dort nur das Klavier, auf dem Hand und Kopf über die Tasten glitten und mit dem Finale begannen. Die Pflanzen wuchsen so dicht wie eine Wand. Darin konnte sich jemand prima verstecken. Deshalb sah ich auch von Suko nichts.

»Ich habe ihn außer Gefecht gesetzt«, erklärte mir Judith. »Er war ebenfalls ein Eindringling und leider zu neugierig.«

»Ist er tot?«

»Das habe ich den Pflanzen überlassen. Sie werden auch dich vernichten. Sie sind etwas Besonderes, denn sie verschlingen Menschen. Sie stammen nicht von dieser Welt, aber sie müssen kultiviert werden, und Menschenfleisch ist für sie eine Delikatesse.«

»Hören Sie auf!« fuhr ich sie an.

»Schwache Nerven?« fragte sie höhnisch flüsternd.

»Nein, aber irgendwo ist eine Grenze. Wie haben Sie es geschafft, die Grenze nach Aibon zu überwinden?«

Zum erstenmal, seit wir uns gegenüberstanden, sah ich so etwas wie einen überraschten Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie zog die Brauen zusammen, die Stirn bekam Falten, und ihre leise gesprochene Frage konnte ich kaum verstehen.

»Wie kommst du auf Aibon?«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, verstummte das Spiel. Ich warf einen raschen Blick nach links. Manfredo Cardinal oder das, was von ihm nach der Bluttat noch übriggeblieben war, starrte mir entgegen. Augen in einem violett schimmernden Gesicht, ein offenstehender Mund, der wie der Eingang zu einer Höhle wirkte, und die glatte Haut, in und auf der ich keine einzige Falte sah.

»Ich kenne das Land der Druiden.«

»Duuuu?« Sie dehnte das eine Wort.

»Ja, ich habe es bereits betreten und…«

»Nein!« fuhr sie mich an, hob eine Hand und spreizte die Finger.

»Ich kann dir nicht glauben. Du bluffst. Es ist für einen Menschen nicht möglich, dort hineinzugelangen. Wenn er es trotzdem schafft, kommt er nicht mehr zurück, denn Aibon will nicht, daß jemand über das Land der Druiden berichtet. Es ist einfach anders, begreifst du es?«

»Schon, aber ich war tatsächlich in Aibon und habe auch diese Melodie, um die sich alles dreht, gehört. Als ich sie vernahm, kam die Erinnerung zurück. Deshalb frage ich dich, Judith: Was haben Aibon und Manfredo Cardinal miteinander zu tun? Weißt du es?«

»Ja.«

»Sag es mir!«

Sie zögerte noch. Wahrscheinlich glaubte sie mir nicht so recht, daß ich das grüne Land der Druiden tatsächlich gesehen hatte.

»Rede endlich!«

»Er hat es gesehen. Es war da. Manfredo besaß den Kontakt zu Aibon. Er gehörte zu den wenigen Auserwählten, die einen Blick nach drüben werfen durften, und er hat viel erfahren. Manfredo Cardinal war nicht nur Musiker, er galt als Magier der Musik, und daran muß viel Wahres gewesen sein, denn nur durch Magie war es möglich, nach Aibon zu gelangen und einen Teil seiner Geheimnisse zu ergründen. Ich habe ebenfalls von diesem Land gehört, als ich die Aufzeichnungen und Noten fand, die Manfredo hinterlassen hatte. Nicht Hanco hat sie gefunden, ich bin es gewesen. Ich habe sie ihm nur überlassen, damit er die Melodie spielen sollte. Er hat es getan und damit das Tor zu Aibon geöffnet, ohne es zu wissen. Plötzlich erlebte ich Aibon hier in meiner Wohnung. Es begann zu blühen, zu wachsen. Die gespielte Melodie holte einen Teil dieses Landes über die unsichtbare Grenze in unsere Welt. Ich durfte zuschauen und erleben, was sich hier tat, und ich war glücklich, bis ich die drohende Wolke erkannte, die sich über all das gelegt hatte.«

»Welche Wolke?«

»Der Schatten eines Toten«, antwortete sie raunend. »Manfredo Cardinais Schatten. Die Melodie hatte ihn gelockt. Er war sehr eigen gewesen, außerdem war es seine Melodie, und er wollte nicht, daß diese von einem anderen gespielt wurde. Das hat er uns klar und deutlich zu verstehen gegeben. Aber wer die Melodie einmal hörte, war besessen von ihr. Der mußte sie einfach spielen. Sie gehörte nur einem, und dieser eine wachte aus dem Jenseits darüber.«

»Dann kam er zurück?«

»Ja, so wie er die Welt verlassen hatte. All meine Warnungen nutzten nichts. Er zeigte sich in einer Gestalt, und er tötete so, wie er getötet worden war.«

Ich dachte an den Kommissar. »Herr Baric, mein dritter Begleiter, hatte damit nichts zu tun.«

»Nein, auch du im Prinzip nicht. Aber ihr seid Feinde von uns. Ihr wollt alles vernichten, und das können wir einfach nicht zulassen. Ich lasse mir diese Welt hier nicht mehr zerstören, hörst du? Das kommt nicht in Frage.«

»Du bist sehr mit Aibon verbunden, Judith.«

»Das stimmt.«

»Und du hast keine Angst davor?«

»Nein. Ich freue mich auf Aibon, denn ich weiß, daß es dort einen Platz für mich gibt. Dieses Land hat mir durch die gespielte Melodie einen Gruß geschickt. Schau dir die Pflanzen an. Wenn du drüben warst, mußt du sie gesehen haben, so wie Manfredo Cardinal, der

ebenfalls zu den Bewunderern dieser Welt gehörte. Ich werde mein Haus erst verlassen, wenn eure drei Leichen verschlungen worden sind…«

Sie lächelte mir noch einmal zu, ging einen Schritt zurück und wurde von der Pflanzenwelt verschluckt.

Und doch hatte es sie gegeben, auch wenn sie mir vorgekommen war wie ein grüner Spuk. Ein leichtes Nachzittern der Lianen noch, dann rührte sich nichts mehr.

Ich stand da wie festgewachsen und wußte tatsächlich nicht, was ich unternehmen sollte. Meine Gedanken kreisten um das Gespräch und Suko.

Suko!

Er konnte tot sein, brauchte es aber nicht. Irgendwo in diesem Wirrwarr mußte er stecken. Vielleicht war er schon von den Pflanzen angefressen, wenn es stimmte, was Judith von ihren Eigenschaften erzählt hatte.

Durch das längere Starren auf die grüne Wand war ich ganz durcheinander. Ich hatte das Gefühl, als würde sich alles vor mir bewegen.

Und aus irgendeinem Teil des undurchdringlichen Wirrwarrs meldete sich Judith mit höhnischer Stimme. »Du kommst hier nicht mehr raus. Keiner kommt hier weg. Aibon und ich haben es beschlossen. Ihr seid verflucht…«

Sie hatte keine lange Rede gehalten, wie oftmals andere Gegner von ihr. Gerade ihre knappen Worte hatten mir klargemacht, daß sie es ernst meinte.

Ich aber wollte Suko.

Wenn Judith ihn mir nicht zurückgab, mußte ich sie dazu zwingen. Ich hatte mich an die hier herrschende Luft gewöhnt und konnte nachdenken, formulieren und Schlüsse ziehen wie zuvor.

Mein Blick fiel nach links. Ich ging auch in diese Richtung und sah wieder das Monstrum aus Kopf und Hand.

Es hatte die Tasten verlassen, hockte auf dem Flügel und starrte mir entgegen.

Obwohl es mir nicht leichtfiel, ging ich auf ihn zu. Mein Kreuz ließ ich noch versteckt, statt dessen hatte ich meine rechte Hand in die Jackentasche geschoben und umklammerte dort einen schmalen Gegenstand, der nicht länger war als ein Zeigefinger.

In dieser Haltung näherte ich mich dem Klavier.

Manfredo Cardinal unternahm nichts. Seine dunklen Augen waren starr auf mich gerichtet. Manchmal zuckte auch sein Mund, aber er hinderte mich nicht daran, auf ihn zuzugehen.

In Reichweite blieb ich stehen.

Noch immer steckte meine Hand in der rechten Jackentasche. Sehr

genau fixierte ich das Gebilde. Um es in Sicherheit zu wiegen, sprach ich es an.

»Du, Manfredo Cardinal, hast einen Blick in das geheimnisvolle Land Aibon werfen können?«

»Ja.«

Ich hörte die Antwort nicht akustisch. Sie war aber in meinem Gehirn zu vernehmen, so daß ich mich ermuntert fühlte, eine weitere Frage zu stellen. Dabei zog ich langsam die Hand aus der Tasche.

»Wie konntest du in die Totenwelt der Druiden gelangen, wo sie doch für einen Menschen verschlossen ist?«

»Es waren meine Träume, die mich dort hingeschafft hatten.«

»Und da hast du auch ihn gesehen. Den roten Ryan, der so wunderbar auf seiner Flöte spielen kann.«

»Ja, ich sah ihn. Ich nahm Kontakt auf, und ich schrieb seine Melodie mit, die ich nun spielte, die aber meiner damaligen Kaiserin nicht gefiel, denn sie bestimmte, was am Hofe gespielt werden sollte und was nicht. Ich ließ mich nicht beirren, auch dann nicht, als man den Henker zu mir schickte. Aibon war zu stark. Es hat mich nicht im Stich gelassen, denn ich hatte gemerkt, daß man die Magie der Druiden auch gegen die Menschen einsetzen kann. Und dies tat ich.«

Er hatte geredet und seinen Mund dabei wie eine Klappe bewegt.

Die Augen blieben starr, nur die Haut auf dem Gesicht hatte sich hin und wieder verzogen.

Von ihm konnte ich keine Gnade erwarten. Er hatte einen Auftrag zu erfüllen, er war kein Mensch mehr, auch wenn er wie ein Mensch gesprochen hatte.

Wer so aussah wie er, von dem konnte gar nicht verlangt werden, daß er die Menschen achtete.

Ich jedenfalls hatte ihn ablenken können und kam nun zu meinem Angriff. Die Hand hatte ich bereits aus der Tasche gezogen, ich mußte mich selbst überwinden, als ich vorsprang, den linken Arm ausstreckte und das Gebilde am Hals umklammerte.

Ich hörte es würgen. Die Augen vergrößerten sich noch weiter, aber ich kümmerte mich nicht darum. Die magische Kreide in meiner Hand war jetzt wichtiger.

Mit ihr malte ich ein magisches Dreieck auf die Lackierung des Flügels und setzte das Gebilde dort hinein.

Er schrie entsetzlich laut und hoch, während ich weitermalte und das Dreieck mit einem Kreis umgab.

Das Dreieck im Kreis war entstanden!

Ein uraltes Zeichen, von dem ich hoffte, daß es Wirkung zeigen würde, denn ich hatte es nicht mit normaler Kreide aufgemalt, sondern mit einer magischen. Sie bestand aus Tierfetten und Kräutern, die allesamt unter Beigabe von Knochenmehl, zu einem Sud verkocht

wurden.

Diese Kreide gab es nicht zu kaufen. Ich hatte sie in mühevoller Kleinarbeit vor Jahren selbst hergestellt. Nur selten war ich bisher dazu gekommen, sie einzusetzen. Deshalb hoffte ich, daß sie ihre Wirkung noch nicht verloren hatte und das Horror-Gebilde bannte.

Das Wesen verspürte eine schreckliche Angst. Ein unfaßbarer Vorgang spielte sich vor meinen Augen ab. Verzweifelt bewegten sich die Finger der Hand. Mir kamen sie fast so vor, als wollten sie über die Tastaturen huschen, aber sie trommelten nur auf dem Holz des Flügels herum. Die Grenzen des magischen Symbols konnten sie nicht überwinden.

Dabei schrie das Gebilde weiter. Die violette Haut, sonst leicht glänzend, nahm einen stumpfen Ton an, auch die Haut zwischen den einzelnen Fingern veränderte sich auf diese Art und Weise. Sie spannte sich noch stärker und begann sogar zu reißen.

Ich sah genau hin, als sie wegplatzte, kleine Flecken entstanden und etwas Undefinierbares aus diesen Inseln in der Haut hervorquoll.

Befand ich mich auf der Siegerstraße? Kam dieses Wesen gegen die magische Kraft der Kreide nicht an?

Es sah so aus. Auch nach dem dritten, vierten und fünften Versuch geriet es bis an die Grenzen und kam nicht darüber hinweg, weil es stets zurückgeschleudert wurde.

Jedesmal, wenn es Kontakt mit der magischen Grenze bekam, glühte diese rötlich auf, als würde im nächsten Augenblick ein Feuer aus ihr hervorschießen.

Ich hatte diese Attacke nicht ohne Hintergedanken gestartet, denn ich wollte meinen Freund Suko endlich bekommen oder zumindest wissen, was mit ihm geschehen war.

Aus diesem Grunde rief ich laut in das Zimmer hinein. »Judith, zeig dich endlich! Aber sage mir auch, wo ich meinen Freund finde, sonst werde ich deinen Manfredo Cardinal für immer und alle Zeiten vernichten. Hast du verstanden?« Ich mußte sehr laut rufen, weil sich die Schreie des Wesens noch gesteigert hatten. Und ich war verstanden worden, denn ihre wütend klingende Stimme antwortete mir.

»Ich sehe dich!«

»Bestimmt auch die Hand mit dem Kopf.«

»Ja.«

»Dann weißt du, daß ich nicht geblufft habe. Also richte dich danach. Ich will meinen Freund zurückhaben. Erst dann werde ich die Hand von den Qualen erlösen.«

Hoffentlich war ihr dieser Manfredo soviel wert, daß sie auch auf meinen Vorschlag einging. Wenn nicht, mußte ich mir eben etwas Neues einfallen lassen.

Das hektische Schreien des Gebildes verstummte. Statt dessen war es zusammengesackt. Der Kopf lag auf der linken Seite, die Augen zeigten sich verdreht, der Mund stand offen, und aus ihm rann eine weißgelbe Flüssigkeit. Die gleiche, die aus den aufgerissenen Wunden der Hand quoll.

»Hol ihn dir!«

Ich zuckte zusammen, so laut hatte Judith geschrien. Um besser sehen zu können, ging ich einen Schritt vor. Endlich entdeckte ich sie auch. Sie stand zwar inmitten des Urwaldes, doch aus einer Lücke schaute ihre Hand hervor. Die Finger winkten mir heftig zu.

Bevor ich ging, warf ich noch einen Blick auf das schreckliche Gebilde. Es litt stumm. Aus den Augen sprachen all die Qualen, die es unter meiner geschaffenen Magie zu ertragen hatte.

Das hier war ein Kinderspiel. Ich mußte den Horror gezielt mit den gleichen Waffen bekämpfen.

Und so ließ ich das Gebilde stehen, wandte ihm den Rücken zu und lief auf die Stelle zu, wo mir der Arm aus dem Lianenwirrwarr zuwinkte.

Sie zeigte sich nicht ganz. Das irritierte mich ein wenig. Natürlich rechnete ich mit einem Trick, aber ich ließ meine Beretta stecken, da ich nicht wußte, was mit Suko angestellt worden war. Auch wollte ich Suko nicht, unnötig gefährden.

Meine Schritte waren kaum zu hören, da ich immer wieder auf Pflanzen oder Blätter trat. Langsam kam ich meinem eigentlichen Ziel näher, und abermals sah ich ihre Hand mit den dunkel lackierten Nägeln in einer Lücke des grünen Wirrwarrs. Einen Schritt vor dem Pflanzendschungel blieb ich stehen. »Wo befindet sich mein Freund jetzt?«

Aus dem Grün hörte ich die gesungene Antwort. »Komm näher. Komm in den Tunnel des aibonschen Waldes! Er wartet hier auf dich.«

»Wenn er tot ist, lebst du auch nicht mehr lange!« versprach ich der Frau.

»Keine Sorge, er lebt.« Sie hatte es in einem solch ungewöhnlichen Tonfall gesagt, daß ich allmählich daran zweifelte.

Zeit wollte ich auch nicht mehr verlieren, so ging ich den letzten Schritt und faßte in die gummiartigen Zweige hinein, um mir eine Lücke zu schaffen.

Dann sah ich Suko, er war in dem Schlingenwirrwarr gefangen, und es ging ihm verdammt schlecht…

***

Mein kalter, auch zornerfüllter Blick traf die rechts neben mir stehende Judith, bevor ich wieder Suko anschaute und ihren hämisch gesprochenen Kommentar hörte.

»Ich habe es dir doch gesagt, dein Freund lebt.«
»Ja, aber er ist mehr tot als lebendig.«
Sie lachte leise und gemein. »Schon möglich. Du weißt ja, die Pflanzen brauchen Nahrung.«
Die Hand hatte ich schon geballt und konnte mich im letzten Augenblick zusammenreißen, um Judith nicht ins Gesicht zu schlagen. Es war auch besser, wenn ich mich um Suko kümmerte, der vor mir, etwa in Kopfhöhe, waagerecht lag und von mehreren Lianen von oben bis unten umschlungen wurde.
Suko schaute mich mit unsagbar müde wirkenden Augen an. In seinem Blick spiegelten sich die erlittenen Qualen, so daß die Wut in mir hochstieg.
Er war schwach und konnte nur flüstern. »Sie haben mich erwischt, John. Es ist wie Säure. Ich habe das Gefühl, zerteilt zu werden. Bei lebendigem Leibe. Die Kleidung ist schon durch. Ich kann mich nicht bewegen, ich…«
Meine heftige Handbewegung stoppte ihn. Ich fuhr herum und packte Judith. Mit einem sicheren Griff zog ich sie zu mir heran.
»Du hast dafür gesorgt, daß mein Partner überhaupt in diese Situation gekommen ist. Jetzt sorge dafür, daß er sich wieder befreien kann!«
»Und Manfredo?«
»Um den kümmern wir uns auch. Er lebt. Du kannst ihn rufen oder fragen. Aber beeile dich jetzt. Ich will nicht noch länger warten, verdammt!«
Auf einmal leistete sie keinen Widerstand mehr, nickte mir zu und zeigte sich mit allem einverstanden. »Ja, du hast gewonnen. Ich werde deinen Freund befreien.« Sie schob sich näher an Suko heran, ich ging einen Schritt zurück, und genau in diesem Augenblick schlug sie zu.
Es war ein gemeiner Treffer, der mich erwischte, mich in den Pflanzenwirrwarr hineinschleuderte, so daß ich das Gefühl hatte, vor eine Gummiwand gefallen zu sein. Judith hatte jetzt die Chance zur Flucht. Und die nutzte sie auch.
Sie begleitete ihren Abgang mit einem höhnischen Lachen. »Zur Hölle mit dir, du Hund«, schrie sie mir zu. »Hol ihn doch selbst, den verdammten Chinesen!«
Ich kam wieder hoch. Dabei hatte ich das Gefühl, von klebrigen Händen gepackt zu werden, aber ich riß und strampelte mich mit wilden Bewegungen frei, so daß ich mich um Suko kümmern konnte. Mein Freund hatte jetzt Vorrang.
Vielleicht hätte ich es irgendwann geschafft, die Zweige mit meinem Taschenmesser zu zerschneiden, aber die Zeit besaß ich nicht. Zudem waren es Bäume und Gewächse, die man als magisch geladen bezeichnen konnte.

Das bewiesen sie auch. Sie schlugen nach mir, trafen meinen Rücken und wollten sich dort festklemmen.

»Die Peitsche, John!« ächzte Suko.

Daran hatte ich auch schon gedacht. Da Sukos Arme fest an den Leib gepreßt waren, schob ich meine Hand in die Nähe seines Gürtels und fühlte dort den Griff der Peitsche. Mit einem heftigen Ruck zog ich die Waffe hervor, schlug über dem Boden einen Kreis und schaute zu, wie die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen die Öffnung verließen. Bevor sie noch den Boden berührten, hatte ich die Peitsche schon hochgehoben und schlug zu.

Es tat mir weh, daß ich dabei den Körper meines Freundes traf, doch die Schmerzen ließen sich ertragen. Zudem wurden sie noch durch die Kleidung gefiltert.

Suko hatte sich unter Kontrolle. Er schrie nicht, stöhnte nicht einmal und zuckte nur zusammen, als ihn der zweite und dritte Hieb trafen. Den vierten Hieb führte ich auch, aber ich zielte dabei nicht auf meinen Freund, sondern drehte mich im Kreis und freute mich darüber, daß die drei Riemen so weit fächerten. Auf die Weise wurden auch die Gewächse getroffen, die mich angreifen wollten.

Die Dämonenpeitsche, eine der stärksten und mächtigsten Waffen, die wir besaßen, versagte uns auch hier nicht ihre Hilfe. Die Lianen, die Sukos Körper wie Fesseln umspannten, verschmorten, und ein stinkender Qualm stieg dabei auf.

Suko fiel.

Er wäre hart auf den Boden geschlagen. Ich stützte ihn im letzten Moment ab.

Er konnte nicht laufen. Erst jetzt sah ich, daß seine Kleidung bereits zerstört und auch die Haut an gewissen Stellen angegriffen worden war. Aber die Wunden waren nicht so schlimm.

Suko versuchte ein Grinsen. »Danke, Partner!« flüsterte er. »So bin ich selten überrascht worden. Die waren plötzlich über mir, zogen mir die Beine weg und…«

»Später Suko.« Ich bückte mich und faßte meinen Freund unter.

Dann zog ich ihn erst einmal aus diesem dichten »Wald«, hervor. Er mußte aus der Gefahrenzone geschafft werden.

Wichtig war für mich Judith. Ob sie es geschafft hatte, das Gebilde zu erreichen?

Sie hatte ihren Mentor retten wollen. Ich mußte einfach sehen, ob ihr dies gelungen war.

Ich ließ Suko los, und wollte dorthin eilen, wo auch das Klavier stand. Das war nicht mehr nötig.

Ich sah Judith vor dem Flügel stehen. Und sie hatte es tatsächlich geschafft, die magische Grenze der Kreide zu überwinden, denn an ihrem rechten Handrücken klammerten sich die fünf Finger des

Horror-Kretins fest. Seine Augen starrten mich böse an. Aber nicht Manfredo Cardinal sprach, sondern Judith.

»Jetzt stehen die Chancen wieder gleich, und wir werden dich vernichten!«

***

Das Versprechen stand im Raum. Ich war davon überzeugt, daß Judith alles versuchen würde, um es einzuhalten, aber ich würde dagegen halten, das stand fest.

Zwei Dinge holte ich hervor.

Die Beretta und mein Kreuz!

Das Kreuz bekam sofort eine grünliche Patina, als es die Magie des Landes Aibon spürte. Ich konnte mit dem Kreuz eigentlich nichts anfangen, in Aibon zeigte es keine Wirkung, obwohl zwischen diesem Land, den Templern und dem Kreuz ein Zusammenhang bestand, aber den mußte ich zunächst noch herausfinden.

Außerdem waren mir die noch nicht enträtselten Zeichen in der Kreuzmitte geraubt worden. Möglicherweise stellten sie die Verbindung zu Aibon her.

Doch dies lag noch in der Schwebe. Für mich war es wichtiger, Judith und ihren Schützling zu stoppen.

Wie konnte er mir gefährlich werden? Wenn er auf mich zusprang und seine Hand mich an der Kehle zu packen bekam, sah es schon böse aus, deshalb wollte ich es nicht so weit kommen lassen.

Judith kam auf mich zu. Sie wirkte plötzlich wie eine alte Hexe.

Das graue Haar bewegte sich bei jedem Schritt, und auch das Gebilde auf ihrem Handrücken tanzte mit.

»Wir lassen uns unsere Welt weder zerstören noch nehmen!« sagte sie. »Die Melodie bleibt mein bis in alle Ewigkeiten, hast du verstanden?«

»Du hast laut genug gesprochen.«

Sie sah die Bewegung meiner Beretta und fragte: »Willst du mich erschießen?«

»Wenn mir keine andere Wahl mehr bleibt, ja.«

»Ich überlebe.«

»Auch bei einer Kugel?«

»Ja.«

»Ich würde dagegen wetten, denn du bist kein mächtiger Dämon, sondern ein Mensch, der nicht kugelfest ist.«

»Aber ich habe Freunde.«

Freunde hatte sie gesagt. Über dieses Wort dachte ich nach, und plötzlich wußte ich, was mich daran gestört hatte. Im Plural hatte sie gesprochen, und mir fiel Hanco ein.

Ich sah den Triumph in ihren Augen, drehte mich und entdeckte das

zweite Monstrum.
Es stand nicht einmal weit von mir entfernt auf einem quer wachsenden Ast. Dort klammerte er sich mit den Fingern fest. Und er war bewaffnet, denn die Klinge des Schwerts klemmte zwischen seinen Zähnen.
Ein Anblick, der mich zwar nicht mehr schockte, aber ablenkte.
Das hatte Judith gewollt, und sie schickte ihren Manfredo Cardinal auf die Reise, der sich meinen Hals ausgesucht hatte…

***

Das Horror-Gebilde war bereit, mich zu töten. Es erschien dicht vor meinem Gesicht, ich feuerte noch, fehlte aber, und dann berührte es mich. Seine Nägel streiften über die dünne Haut an meinem Kinn.
Er wollte die Klaue auch weiter nach unten führen, um den Hals zu umklammern, aber ich hämmerte meine Pistole hoch, traf den Schädel des anderen, hörte den klatschenden Laut und stellte fest, daß sein Angriff durch diese Attacke zunächst einmal gestoppt worden war. Er kippte nach hinten.
Wieder feuerte ich.
Ich mußte schnell sein, und diesmal erwischte ihn die Kugel.
Nicht in den Schädel raste sie, sondern fuhr von unten her quer durch die Hand und riß direkt den mittleren Finger mit ab.
Judith schrie vor Wut. Sie stand da wie unter Strom und zitterte.
Wahrscheinlich wartete sie darauf, daß das bewaffnete Wesen endlich eingriff, und Judith hoffte nicht umsonst.
Als ich mich drehte, war es da.
Nur steckte diesmal die Schwertklinge nicht mehr im Maul, sie wurde festgehalten. Über ihr sah ich das Gesicht des Musikers Hanco, eingerahmt von langen Haaren und gar nicht mehr so verträumt blickend, dafür vor Haß sprühend.
Ich tauchte unter, berührte mit der Schulter den Boden und entging somit dem ersten Streich der Henkersklinge. Aus der liegenden Position schoß ich die dritte Kugel ab, aber sie streifte nur die glänzende und tödlich scharfe Klinge.
Ich kam wieder hoch.
Dafür war Hanco getaucht. Kopf und Schwert befanden sich in Kniehöhe, um dort zuzuschlagen, während Judith auf der Stelle sprang und Beifall klatschte.
Ich sprang ebenfalls.
Unter meinen Füßen sauste die Klinge hinweg, und im nächsten Augenblick erwischte ich das Gebilde mit einem Tritt.
Es wurde zur Seite geschleudert, das Schwert kratzte über den Boden und zerteilte dort noch einige Pflanzen. Bevor er wieder in die Höhe kommen konnte, warf ich mich nach unten. Diesmal drosch ich mit

dem Kolben der Beretta zu und traf auch diesen Schädel.

Ein Mensch wäre bewußtlos geworden, er nicht. Zwar drückte ihn der Schlag zusammen, aber das Gebilde hob noch die Hand und damit auch das verflixte Schwert.

Mit der Linken bekam ich das Gelenk zwischen die Finger. So hart wie möglich drückte ich zu, ich drehte es auch dabei zur Seite und versuchte auf diese Art und Weise, den Griff der Waffe aus seiner Klaue zu lösen. Es war ein harter Kampf. Kraft stand gegen Kraft, und der andere gab nicht auf.

Auf einer dieser verdammten Lianen rutschte ich aus und fiel auf die Knie.

Noch konnte ich das Schwert am Boden halten, aber der Kopf bewegte sich vor.

Nickend kam er, mit weit aufgerissenem Maul, und diese Zähne wollten in mein Gelenk beißen.

Vorher ließ ich los und warf mich zurück.

Noch rechtzeitig, da keine Sekunde ohne Action verging. Die Klinge schlug einen Bogen und hätte mich fast noch berührt, so dicht fuhr sie über meinem Körper hinweg.

Ich rollte mich herum und hörte die Anfeuerungsrufe der Frau.

»Mach ihn nieder, Hanco! Sei du wenigstens stärker! Du mußt ihn töten!«

Ich verwandelte einen kraftvollen Schwung in eine Rolle rückwärts und stand wieder.

Mein Blick fiel auf Manfredo Cardinal.

Er hatte eine Kugel abbekommen und war außer Gefecht gesetzt worden. Zwar nicht restlos zerstört, doch er schaffte es nicht mehr, sich vom Boden zu erheben. Dort klebte er förmlich fest, und seine kleinen, spitzen Schreie begleiteten den Kampf zwischen dem zweiten Monster-Kretin und mir.

Diesmal versuchte es das Gebilde mit einer anderen Taktik. Die Klinge kam jetzt von unten nach oben. Leider bewegte sich Hanco zu heftig, so daß ich für die Beretta nie ein richtiges Ziel bekam.

Ich sprang wieder zurück.

Und wurde am Bein erwischt. Die verdammten Pflanzen hatte ich außer acht gelassen. Ich spürte die Berührung am Oberschenkel und drehte mich gedankenschnell in die entgegengesetzte Richtung. So kam ich wenigstens davon, näherte mich aber der Frau und dem zweiten Gebilde.

Hanco verfolgte mich. Ich setzte mit einem langen Sprung quer durch den Raum und hatte das Gefühl, als würde auch die Schwertklinge immer länger werden.

Erwischte sie mich?

Nein, sie traf ein anderes Ziel. Ein glücklicher oder unglücklicher

Zufall, es kam darauf an, auf welcher Seite man stand. Jedenfalls wurde Manfredo Cardinal erwischt.

Die Spitze spaltete den Schädel in zwei Hälften, als sie den tiefsten Punkt ihres Kreisbogens erreichte.

Das sah auch Judith.

Ihr Schrei war kaum noch menschlich zu nennen. Sie hielt nichts mehr an ihrem Zuschauerort. Es gab nur mehr einen Gegner für sie.

Und das war ich.

In einer wahren Todesverachtung stürzte sie mir entgegen, um ihrem Helfer beizustehen.

Ich kam nicht mehr rechtzeitig genug weg, und sie prallte mit dem gesamten Schwung, den sie draufhatte, gegen mich. Ihre Hände wurden zu gefährlichen Instrumenten. Die Nägel waren nicht nur außergewöhnlich gefärbt, sondern auch ungewöhnlich lang. Die Spitzen besaßen schon die Schärfe kleiner Messer, und die versuchte sie mir durch das Gesicht zu ziehen.

Dagegen hatte ich etwas.

Ganz konnte ich der Attacke nicht entwischen. An meinem linken Ohr spürte ich den Schmerz, auch am Hals, aber ich mußte sie mir vom Leib schaffen. Wie ich das tat, war nicht gentlemanlike, aber mein Gegner war auch keine Frau, eher eine Furie, und mein heftiger Stoß mit dem rechten Knie beförderte sie zurück.

Sie stolperte, schwankte, riß die Arme hoch. Was dann folgte, hatte ich nicht gewollt, bei Gott nicht, es war eine grausame Fügung des Schicksals, weil das Horror-Gebilde seine Chance hatte nutzen wollen und zuschlug.

Nur traf es nicht mich, sondern die in den Schlag hineintaumelnde Judith.

Sie sah die Klinge nicht kommen, weil sie hinter ihrem Rücken bewegt wurde. Ich wollte Judith noch warnen, der Schrei blieb mir in der Kehle stecken.

Unter diesem Volltreffer brach sie zusammen.

Ein furchtbares Bild, und selbst das Horror-Wesen mußte geschockt worden sein, denn es bewegte sich nicht.

Ich bekam die Chance und richtete die Mündung meiner Waffe diesmal auf Hancos Kopf.

Die Entfernung stimmte.

Ich schoß.

Das geweihte Silbergeschoß traf haargenau. Ich sah den grellen Blitz, der nicht vom Mündungsfeuer meiner Waffe stammte, sondern von einem zerstörten Wesen, das keine Existenzberechtigung mehr besaß.

Mein rechter Arm sank nach unten. Über die Tote hinweg schaute ich auf Suko, der sich hingekniet hatte, etwas sagen wollte, aber abgelenkt wurde, denn die Tür öffnete sich.

Eine blutüberströmte Gestalt wankte in den Raum…
Es war Kommissar Baric!

***

Er lebte!
Ich hätte es am liebsten geschrien, bekam aber keinen Laut hervor und behielt die beiden Worte für mich. Zwar hatte er viel Blut verloren, war auch am Hals erwischt worden, und es mußte ihn ungeheure Kraft gekostet haben, sich aufzurichten und in diesen Raum zu schleppen, aber er hatte es geschafft.
Bevor ich ihn auffangen konnte, fiel er zu Boden und blieb liegen.
»Einen Arzt…«
Ich war schon unterwegs. Das Telefon fand ich in einem Nachbarhaus, alarmierte die Ambulanz und die Polizei rannte wieder zurück und stand in einem Wintergarten, in dem die gefährlichen, fleischfressenden Pflanzen allmählich verdorrten.
Sie waren saft- und kraftlos geworden. So ähnlich, wie Suko und ich uns fühlten.
Ich kümmerte mich um Baric. Sukos und mein Taschentuch preßte ich gegen die größeren Schnittwunden, um wenigstens die Blutung zu hemmen. Auch Suko hatte etwas abbekommen, nur Kratzer, die sehr bald verheilen würden.
Er hatte sich hingesetzt und schüttelte den Kopf, während ich bei Baric kniete.
»Weißt du was, John?«
»Wie sollte ich?«
»Allmählich wird mir dieses Aibon unsympathisch.«
»Das würde ich nicht so sehen. Aibon selbst ist herrlich. Die Druiden wollten Frieden, sie waren kein schlechtes Volk. Schlimm wird es nur, wenn sich Menschen dieser Magie bemächtigen. Dann können Dinge passieren, wie wir sie hier erlebt haben…«
»Wenn du das sagst, muß man es wohl so sehen«, erwiderte Suko.
Dann lachte er.
»Was ist denn jetzt?«
»Weißt du, John, jetzt bin ich schon mal in Wien und komme nicht einmal dazu, ein Versprechen einzulösen.«
»Welches denn?«
»Ich hatte Shao und Bill versprochen, ihnen jeweils eine Sacher-Torte mitzubringen…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 500 »Hexenküsse«